P37v

Von England festgehalten

Von

Prof. Dr. Albrecht Penck

Stuttgart 1915 ◆ J. Engelhorns Nachf.

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

Presented in 1916
by
President Edmund J. James
in memory of
Amanda K. Casad

940.9182
P37v

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Von England festgehalten

Herrn Präsident Edmund J. James
hoch achtungsvoll
Albrecht Penck

EDMUND J. JAMES

11.—15. Tausend

Von England festgehalten

Meine Erlebnisse während des Krieges im britischen Reich

Von Dr. Albrecht Penck

Professor der Erdkunde an der Universität und Direktor des Museums für Meereskunde in Berlin

EDMUND J. JAMES

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart
1 · 9 · 1 · 5

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1915 by J. Engelhorns Nachf., Stuttgart

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

940.5182
P37V

Inhalt

		Seite
1.	Ausfahrt nach Westaustralien	7
2.	Kriegsausbruch	20
3.	In Südaustralien und Victoria	30
4.	In Neusüdwales und bei Brisbane	45
5.	Pläne für Rückfahrt. In Queensland	57
6.	Rückreise durch Australien	68
7.	Flucht vor der „Emden"	84
8.	Auf dem Hochwege der englischen Seeherrschaft	98
9.	Zurückgehalten in London	110
10.	Wie ich in London lebte	125
11.	Nachrichten aus der Heimat	140
12.	Deutsches aus dem feindlichen London	152
13.	London während des Krieges	166
14.	Die Stimmung in London	185
15.	Heimkehr	200

1 Ausfahrt nach Westaustralien

Tiefer Friede herrschte in Europa, als ich am 24. Juni 1914 erwartungsvoll die Reise nach Australien antrat, die mir eine neue Welt erschließen sollte. Die Britische Assoziation zur Förderung der Wissenschaften hatte mich schon Ende 1913 eingeladen, an ihrer vierundachtzigsten Versammlung teilzunehmen, die in Australien im Sommer 1914 stattfinden sollte. Gern hatte ich diese Einladung angenommen; kannte ich doch von früher her die prächtigen Gelegenheiten, welche die Tagungen der Assoziation bieten, in kurzer Zeit weite Strecken Landes kennen zu lernen. Ich war 1897 mit ihr in Kanada gewesen, 1905 in Britisch-Südafrika. Jetzt versprach sie mir einen Einblick in das dritte der großen britischen überseeischen Länder, Australien. Von dort wollte ich heimkehren unter Berührung der deutschen Südseebesitzungen von Neupommern und Neuguinea, über Hongkong und Ceylon. Ich gedachte, ehe es zu spät für mich würde, noch einen Blick in die Tropenwelt zu werfen.

Große Vorbereitungen für die Versammlung waren getroffen. In freigebiger Weise hatte die Commonwealth von Australien dem ausgedehnten Stabe der Assoziation und den Gästen, welche sie regelmäßig zu ihren Versammlungen ladet, den Besuch des entlegenen Erdteils ermöglicht. Weitgehende Gastfreundschaft war in Aussicht gestellt worden, und wie groß sie auf den ersten Blick schon schien, so wurde sie noch übertroffen durch das, was sie hernach geboten hat. Eine Reihe von Schriften über ganz Australien und über die einzelnen Staaten war vorbereitet und teilweise be-

reits zur Versendung gelangt. Große Exkursionen waren geplant, sowohl während der Versammlung als auch vorher und nachher.

Verschiedene Schiffahrtslinien brachten Briten und Gäste nach Australien. Ich hatte den kleinen „Orontes" der englischen Orientlinie gewählt, ein nicht allzu großes und nicht ganz modernes Schiff. Es bot den großen Vorteil frühzeitiger Ankunft in Westaustralien, wo ausgedehnte Exkursionen geplant waren, und außerdem war das Schiff nicht so stark besetzt mit Gelehrten und ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, welch letztere ja nun einmal zu den Begleiterscheinungen der Versammlungen der Assoziation gehören. In der Tat gesellen sich zu den tiefgreifenden wissenschaftlichen Eindrücken, welche der Einzelne durch die Versammlung in Australien gewonnen hat, als schöne Frucht derselben auch sieben Verlobungen. Das letzte Paar, dem ich meinen Glückwunsch aussprechen konnte, zählte über 120 Jahre.

Herzlich war der Abschied von den Meinen und dem Kreise meiner Studenten, die mir das Geleite zur Bahn gaben; keinerlei Sorge beschlich mich, nur ein Punkt schien etwas unsicher, ob nämlich die Reise durch Italien nach Neapel, wo ich den „Orontes" erreichen wollte, glatt von statten gehen würde, hatte doch eben ein großer Streik der italienischen Eisenbahnarbeiter stattgefunden, und es war nicht ganz sicher, ob er völlig beigelegt sei. Aber die Fahrt durch Italien vollzog sich mit außergewöhnlicher Pünktlichkeit; nur aus den zahlreichen Soldaten, die man auf allen Bahnhöfen sah, war zu schließen, daß nicht ganz normale Zustände herrschten. Hell leuchtete der Mittaghimmel über dem in majestätischer Ruhe liegenden Vesuv und über dem geräuschvollen Neapel, als ich mich am 27. Juni dort einschiffte. Auf dem

schmutzigen Tender, der mich an Bord brachte, traf ich zu meiner freudigen Überraschung einen befreundeten englischen Geologen, mit dem ich bereits in den Versammlungen der Assoziation in Kanada und Südafrika, sowie auf Spitzbergen gewesen. Er hatte gehört, daß ich den frühen Dampfer benutze, und hatte sich in zwölfter Stunde entschlossen gleiches zu tun.

Für mich war die Seereise zunächst Erholung. Ich hatte zuvor für meine beiden Universitätsinstitute außerordentlich viel zu tun gehabt und war daher etwas überarbeitet. In vollen Zügen genoß ich den Sonnenschein und die laue Luft über dem Mittelmeere; es schien mir, als ob ich nur im Raume, nicht in der Zeit lebte. Als der „Orontes" am Abend des 28. Juni in Tarent die indische Überlandpost einnahm, da kümmerte ich mich ganz und gar nicht um die Zeitungen mit ihrem meist gleichgültigen Inhalt, und hörte auch nichts von einer Nachricht, die damals schon einigen Mitreisenden zu Ohren kam. Der österreichische Thronfolger war am Morgen jenes Tages ermordet worden. Man sprach nur wenig darüber an Bord, und auch ich war zunächst geneigt, der Untat keine politische Bedeutung beizumessen. Männer von der Entschiedenheit und der Hartnäckigkeit des Willens wie Erzherzog Franz Ferdinand sind gefährdeter als andere dem Throne nahestehende Männer. Bedenklich wurde ich allerdings, als ich in Port Said näheres über den Mord erfuhr und las, daß ein Serbe der Mörder gewesen sei. Lebhaft trat mir vor Augen, was mir ein serbischer Kollege einst an grausigen Einzelheiten über die Ermordung des Königs Alexander und der Königin Draga erzählt hat; aber das weckte in mir die Überzeugung, daß das Königreich, das aus den Balkanwirren so siegreich hervorgegangen war, alles aufbieten

werde, um bei der Ermittlung und Bestrafung der Mörder mitzuwirken, wenn nicht der Mord ein neuer Schandfleck am serbischen Namen werden sollte.

Ich gewärtigte daher keine weiteren politischen Komplikationen, und von größerer Tragweite erschien mir eine Kleinigkeit. Ägypten hatte neue Briefmarken bekommen; die alten Marken mit den Pyramiden waren ersetzt worden durch sehr geschmackvolle, die verschiedene ägyptische Landschaften zeigten. Aber das Wesentliche war, der französische Text war durch englischen ersetzt worden. Das wies darauf, daß England sich trotz seiner bekannten Freundschaft mit Frankreich mehr und mehr in Ägypten festsetzte, und französischen Einfluß verdrängte, wo nur immer möglich. Der Suezkanal war aber immer noch der Hochweg internationaler Schiffahrt, und nie habe ich mehr das Gefühl von der Größe und Bedeutung deutscher Seefahrt gehabt, als zur Zeit meiner Durchfahrt vom 1. bis 2. Juli. Ich sah deutsche Schiffe in Port Said, im Kanal und in Suez; Schwarz-weiß-rot wehte sehr häufig neben der britischen Flagge, und es waren immer stattliche saubere Schiffe, die es trugen, während so manches der englischen Fahrzeuge stark mitgenommen, selbst herabgekommen aussah.

Glatt und nicht allzu warm verlief die Fahrt durch das Rote Meer und den Golf von Aden. Als wir Kap Guardafui hinter uns hatten, da setzte der Monsun mit Macht ein, und der „Orontes" begann ganz gehörig zu rollen. Bei der Annäherung an Ceylon bekamen wir tropischen Regen zu spüren, aber in Colombo langten wir bei herrlichem Wetter an. Auch hier begrüßte ich die deutsche Flagge; der kleine Kreuzer „Geyer" lag im Hafen. Welche Ordnung herrschte bei der Landung! Da war nichts von dem Geschrei

und der Zudringlichkeit, welche das Landen in Neapel so unangenehm und auch kostspielig macht. Die Reuter-Nachrichten, welche uns am 11. Juli an Bord gebracht wurden, gaben keine Veranlassung zu Besorgnissen; man hörte aus allen Ecken und Enden die berechtigte Entrüstung über die Untat von Sarajevo, und die ruchlosen Schuldigen schienen der verdienten Strafe sicher.

Voller Entzücken genoß ich zum erstenmal die tropische Natur in ihrer vollen Pracht und Fülle. Kärglich und armselig erschien mir das, was ich vor neun Jahren in Mombassa gesehen hatte. Dort kommt der Affenbrotbaum, der dicke Baum der Dürre bis dicht ans Meer; aber zwischen Colombo und dem prächtig gelegenen Hotel von Mount Lavinia stehen mächtige Brotbäume und Jackbäume, senkt der indische Feigenbaum seine Luftwurzeln zur Erde, wiegen schlanke Arekapalmen ihre Häupter. In solch köstlicher Umgebung sah ich auch das Haus des deutschen Konsuls und daneben das reizvolle Heim des Deutschen Klubs in Colombo. Es zeugte von der angesehenen Stellung, welche die deutschen Kaufleute sich selbst in englischen Kolonieen errungen hatten.

Nachdem der Aquator überschritten war, wurde die Witterung etwas kühler. Das gesellige Leben an Bord, das seit dem Roten Meere geschwunden war, erwachte wieder. Wir waren nur wenige Passagiere auf dem ersten Platze. Eine Anzahl von Mitgliedern der Britischen Assoziation und eine Gesellschaft von Schauspielern, die das allerneueste Stück aus London „The Girl in the Taxi“ in Australien aufführen wollten. Am Tische des Kapitäns saß der Direktor der Gesellschaft und ich mit zwei andern Mitgliedern der Assoziation. Kunst und Wissenschaft kamen hier

wie auch sonst an Bord in engste Berührung, und ich wurde mit in die harmlose Unterhaltung gezogen. Ich mußte die Preise der Bordspiele verteilen, wobei ich jedem Gewinner eine kleine Ansprache hielt; das erweckte so viel Beifall, daß man mir zu Ehren zum Schlusse sang: „He was a jolly good fellow.“ Nichts ließ mich empfinden, daß ich einziger Deutscher auf dem ersten Platze von der Gesellschaft als Fremder betrachtet wurde. Auch der Kapitän, der nie mit uns aß, nahm sich meiner in liebenswürdigster Weise an, und förderte meine Untersuchungen über Salzgehalt und Temperatur des Meerwassers. Mit den an Bord befindlichen Vertretern der englischen Wissenschaft war ich in lebhaftem Gedankenaustausch und fühlte mich unter Gleichdenkenden und Gleichempfindenden. In Erinnerung kam mir ein Brief, den Ferdinand Freiherr v. Richthofen mir geschrieben hat, als ich 1905 als Gast der Britischen Assoziation nach Südafrika ging. Damals setzte er mir auseinander, daß er nicht gehen könne, denn jeden Augenblick könne England über Deutschland herfallen. Das war der letzte Brief, den ich vom großen deutschen Geographen erhalten habe. Neun Jahre waren seither verstrichen; die Beziehungen zwischen Deutschland und England schienen sich seither wesentlich gebessert zu haben, und ich ahnte auf dem Wege nach Westaustralien nicht, daß das, was v. Richthofen 1905 kurz vor seinem Tode geschrieben hatte, nunmehr eintreten würde.

Am 21. Juli langten wir in Fremantle an. Es war ein häßlicher Tag. Lange warteten wir frühmorgens auf den Doktor, der behufs ärztlicher Kontrolle an Bord kommen sollte. Aber er zog vor, dies nicht zu tun, solange wir auf offener Reede lagen. Endlich nach langem Warten liefen wir in den Swanfluß

ein, und legten am Kai an. Hier warteten unser bei strömendem Regen die westaustralischen Gelehrten. Sie nahmen sich unser in der liebenswürdigsten Weise an und brachten uns nach dem benachbarten Perth, der Hauptstadt von Westaustralien. Professor Woolnough zeigte uns die kürzlich begründete Universität, ein Baby von 18 Monaten. Sie war in einem mit Wellblech gedeckten ebenerdigen Gebäude untergebracht. Im Sommer bei 40 Grad Wärme mag es da unausstehlich sein, und es gibt dann, wie ich hörte, ausgiebige Hitzeferien. Aber jetzt war kühler Winter mit häufigen Regenschauern. Am reichsten war das Biologische Institut ausgestattet. Da sah ich Mikroskope von Leitz und deutsche zoologische Wandtafeln. Auf dem Hofe lagen noch große Kisten mit der Aufschrift: „Vorsicht", also deutschen Ursprungs. Gern zahlte der Staat von Westaustralien den hohen Zoll für die deutschen Erzeugnisse, durch welche diese erheblich stärker belastet werden als die englischen; er wollte eben vom Besten haben. Im Lesesaal war auch der Anfang einer Bibliothek. Da standen die Werke von Schiller und Goethe. Aber die französische Literatur war reicher vertreten als die deutsche.

Es war behaglich im Hause von Professor Woolnough, und verführerisch hier nach fünfwöchentlicher Seefahrt einmal auf festem Boden zu schlafen; aber auf der andern Seite lockte eine Exkursion nach Norden, und so wurde der Schlafwagen auf der Schmalspurbahn bestiegen, der genau so breit war als ich lang, so daß ich gerade noch ausgestreckt liegen konnte. Bei Regen ging es fort, aber Sterne funkelten, als wir in früher Morgenstunde in Mingenew mehr als 300 Kilometer nördlich Perth anlangten. Hier wurde zunächst der Rest der Nachtruhe in einem unbeweglichen

Bette nachgeholt. Dann ging es hinaus in leichten Wagen ins weite Land, und zum erstenmal befand ich mich mitten in australischer Natur. Der Eindruck war nicht ein so fremdartiger wie ich erwartet hatte. Der Wald war schon allenthalben stark gelichtet, und wurde auf den weiten Flächen mit tonigem Boden durch niederen Blaubusch abgelöst, zwischen welchem das nackte Erdreich häufig zum Vorschein kam.

Wir blieben abends auf einer „Station", Nangatty. Als Leiter dieses großen Weidegebietes waltete ein Deutsch-Australier; seine Eltern waren von Mecklenburg nach Australien gekommen, aber er sprach sichtlich nur ungern und schlecht Deutsch. Seine Tüchtigkeit wurde mir gerühmt. Mit nur acht Mann bewirtschaftet er die Weidefläche von 14 000 Hektar, auf der 18 000 Schafe weideten. Wir wanderten am nächsten Morgen zu Fuß weiter, um die Ablagerungen einer Eiszeit kennen zu lernen, die in grauer Vorzeit, nämlich am Schluß des Altertums der Erdgeschichte, stattgefunden hat. Zuvor besuchten wir das Schafschurhaus, wo die Schafe elektrisch geschoren werden, und lernten auch die Wohnstätten für die Schafscherer kennen, die durch das Land ziehen. Dann ging es in die unberührte Natur hinaus. Sie wird nur wenig von Menschen betreten, aber er hat überall Grenzen durch Drahtzäune gezogen. Über diese kommen weder Vieh noch Wild hinweg; an vielen hindert ein Drahtnetz die Wanderung der Kaninchen, die sich wie eine Pest über ganz Australien verbreiten. Wir fanden die Spuren eines Känguruhs, und bald sahen wir es entlang hüpfen am Zaun. Später kamen die australischen Strauße in Sicht. Professor Woolnough lockte die Emus durch Winken mit einem Taschentuch herbei, und ich konnte sie photographieren.

Im Waldtal des Irwinflusses war für uns ein Zeltlager aufgeschlagen. Trotz des kräftigen Regens der letzten Tage war der Fluß noch ohne Wasser. Nur einzelne Tümpel enthielten solches. Es galt als gut, wenn es recht schlammig aussah, und schlecht, wenn es klar war. Lange saßen wir am Abend um das flackernde Holzfeuer und verkrochen uns schließlich in den Zelten, wo es am Morgen bitter kalt war. Aber es war köstlich, als die aufgehende Sonne Leben in die Natur brachte, als die Vögel zu singen und kreischen begannen, als grüne Papageien von Baum zu Baum flogen. Abends kehrten wir nach Mingenew zurück. Die Honoratioren bereiteten uns dort einen freundlichen Empfang. Es wurden viele Ansprachen gehalten. Scharf hörte ich auf, wie der Name der Stadt ausgesprochen werde, konnte aber nicht genau dahinter kommen, denn jeder neue Redner sprach ihn anders aus als der vorhergehende. Doch kam die Mehrzahl ungefähr dem nahe, das wir im Deutschen Minnenu schreiben würden. Auch hier fand ich einen Deutsch-Australier, einen Bankbeamten. Er war mit vielen anderen von Südaustralien nach Westaustralien gekommen, als in diesem reiche Goldfunde gemacht wurden. So hat auch Westaustralien deutschen Einschlag bekommen, obwohl die deutsche Einwanderung hier ganz gering gewesen ist. Man liest nicht selten deutsche Namen auch auf den Firmen in Perth. Am eindringlichsten wohl den Namen Wunderlich, des Fabrikanten von Zimmerdecken. Zusammenhang schienen die Söhne deutscher Eltern in Westaustralien nicht zu pflegen.

Bei der Rückkehr nach Perth las ich die ersten besorglichen Nachrichten. Serbien hatte nicht getan, was jedermann erwarten mußte, und sich nicht der Ermittlung und Verfolgung der Mörder angenommen;

Österreich hatte daher ein scharfes Ultimatum gesandt, das den Krieg zwischen der Großmacht und dem kleinen Nachbarn wahrscheinlich machte. Aber zugleich wurde berichtet, daß Bemühungen im Zuge seien, den Frieden zu erhalten. Deutschland war sicher um den Frieden bemüht, und in der Hoffnung, daß es damit Erfolg haben würde, machte ich einen Abstecher zum äußersten Süden Westaustraliens, nach Albany, dem kleinen Ort an der schönen Bucht, während Perth, die große Stadt, am schlechten Hafen liegt. Ein kleines französisches Boot von nur 16,5 Meter Länge „La Curieuse" lag dort vor Anker. Kapitän Railler du Battu hatte es erfolgreich von Frankreich über Montevideo und Kapstadt nach den Kerguelen gefahren, wo es durch sieben Monate Vermessungen betrieben hatte. Ich ward mit dem kühnen Kapitän bekannt, wir hatten gemeinsame Bekannte in Paris, und an einen derselben wurde am 28. Juli ein Gruß auf Deutsch, Englisch und Französisch geschrieben. Wir ahnten nicht, daß an diesem Tage Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärte.

Es folgten weitere Fahrten, zunächst im Süden von Westaustralien. Die entlegenen Stirlingberge wurden von der Eisenbahnstation Mount Barker aufgesucht. Mount Barker selbst ist ein Dorf, das vom Apfelbau lebt. Es gingen im Jahre 1913 nicht weniger als 33 000 Kisten Äpfel besserer Sorte nach Hamburg, im Werte von etwa 430 000 Mark. Sehr besorgt waren die Leute, daß Deutschland und England mit in den Krieg verwickelt werden könnten. Falls dies geschehe, so würden sie in den Grundlagen ihrer Existenz erschüttert werden. Es ist nicht leicht, einen neuen Markt für 33 000 Scheffel Äpfel im Jahre zu finden, und zwar einen so guten, wie es Hamburg

ist. Lebhaft wurde mir gerühmt, wie glatt sich dort das Geschäft abwickle, und daß nicht jene Übervorteilung des Verkäufers stattfinde, die man in London mehrfach erfahren hatte. Wiederholt waren dort Sendungen als verdorben bezeichnet und billig losgeschlagen worden, was sich in Hamburg nie ereignete. Einer der Apfelbauern bat mich um einen kräftigen deutschen Fluch. Er habe einen deutschen Arbeiter, dem er ab und zu etwas sagen möchte. Ich schlug ihm das oberbayrische „Herrgotthimmelkreuzsakra" vor, was aber für den Zweck als nicht genügend kräftig empfunden wurde.

Tags darauf wanderten wir im Gebirge westlich von Perth. Leute von Toodyay, ein irischer Doktor und ein Franzose kamen uns mit einem reichlichen Frühstück entgegen. Dazu gesellten wir uns, ein Engländer, ein Australier und ein Deutscher. In vollster Harmonie lagerten wir uns neben einer Holzfachwerkbrücke, und ich gewann ein hübsches Bild von dem Picknick. Wir zogen an einem großen Weingut vorüber, wo ein Italiener aus Triest die verschiedensten Sorten schweren Weines kelterte und entzückt war von mir italienische Laute zu hören. Dann kehrten wir in einem großen Apfelsinengute ein. Herrliche Früchte reiften hier und eine gute Straße setzte ein, denn der Besitzer, an dessen französische Abkunft der Vorname Napoleon eines seiner Kinder erinnerte, gehörte dem westaustralischen Parlamente an. In Westaustralien reifen nahe dem Meere alle die Früchte des Mittelmeeres, dort wo noch reicherer Regenfall ist. Aber seine eigene seltsame Vegetation mit ihren merkwürdigen Grasbäumen und den vielen Arten von Eucalyptus, mit zahlreichen prächtig blühenden Blumen bietet keine Früchte, sondern lediglich Holz zum Pflastern der Straßen von London.

In seinem trockenen Innern aber birgt Westaustralien Gold, und dieses ist die Veranlassung geworden, daß hier, obwohl Quellen und Flüsse fehlen, etwa 65 000 Menschen leben. Die ersten Funde wurden 1892 gemacht, unweit einer Quelle, die die Eingeborenen Coolgardie nannten. Sie lockten einen Menschenstrom dahin und eine Stadt wuchs empor, die den Namen der Quelle trägt. Nach drei Jahren zählte sie schon 6000 Bewohner, und ein Jahr später wurde sie vom Schienenstrang erreicht, der mutig ins Innere gestoßen wurde. Aber der Goldreichtum war schnell ausgebeutet, sonst bietet das Land nichts. Coolgardie, das anfangs unsres Jahrhunderts 15 000 Bewohner gehabt haben soll, hat heute deren weniger als 1000. Andre Goldorte sind bereits gänzlich eingegangen, oder bis auf ein Hotel zusammengeschrumpft. Gut erhalten hat sich lediglich Kalgoorlie, das zusammen mit dem benachbarten Boulder an 19 000 Bewohner birgt. Seine Existenz knüpft sich an die Goldene Meile, einen kurzen Streifen Landes mit goldhaltigem Gestein. Hier ist bis Ende 1912 eine Viertelmilliarde Mark Gold gefunden worden, fast sechzig Prozent der gesamten bergbaulichen Ausbeute von Westaustralien.

Anfänglich las man die Goldkörner von der Oberfläche auf, und siebte den trockenen Boden. Schließlich folgte man dem goldhaltigen Gestein in die Tiefe und legte Schächte an, die in der Goldenen Meile 800 Meter weit hinab reichen. Zu unterirdischem Bergbau mit seinen großen Maschinen brauchte man mehr Wasser als man durch Destillieren des bescheidenen Vorrats von Salzwasser erhalten konnte, das man da und dort durch Gruben erschloß. Man baute vom wasserreichen Küstengebirge eine Wasserleitung von 567 Kilometer Länge, so weit wie vom Salz-

kammergut bis nach Berlin. An ihrem Röhrenstrang von 75 Zentimeter Durchmesser hängt heute das ganze Wohl und Wehe von Coolgardie und Kalgoorlie, sowie andrer Orte im Innern.

Hierher zu gehen lag mir ganz besonders am Herzen. Denn mit dem Blick auf das trockene Innere von Westaustralien, wo das Kamel als Lastentier erfolgreich eingebürgert worden ist, hoffte ich zugleich meine Vorstellungen über die Entstehung von Oberflächenformen der Wüste zu erweitern. Aber nicht wenig überrascht war ich, als ich statt der Wüsten grünes Land sah, mit niederem Wald bedeckt. Der Eucalyptus und die Akazie vermögen auch dort fortzukommen, wo der Mensch verschmachtet, wenn es nur einige Male im Jahre regnet. Der Holzreichtum dieses trockenen Landes ist so groß, daß er für den Betrieb des Bergbaus das Brennmaterial zu liefern vermag. Man nimmt die größeren Bäume heraus, ohne sich zu bekümmern, ob und wann sie wieder wachsen. Die Sorge darum ist auch unnötig. Der Goldreichtum auf der Goldenen Meile geht der Erschöpfung entgegen. Nach wenigen Jahrzehnten wird das Innere Westauftraliens so menschenleer sein wie zuvor, da es wohl kaum lohnen wird, die große Wasserleitung zu unterhalten, sobald die Goldausbeute erloschen ist.

Mehrere Tage verbrachte ich mit wenigen Gefährten in und um Kalgoorlie, dessen Bewohner uns in gastlicher Weise auf ihren Autos herumfuhren, oft auf kaum kenntlichen Wegen. Durch den Busch konnten wir auch eine Strecke weit auf der im Bau befindlichen australischen Querbahn fahren, die West- und Ostaustralien verbinden soll. Sie schließt mit Normalspur in Kalgoorlie an die Schmalspurbahn von Westaustralien

an, und soll dann die Breitspurbahn von Südaustralien erreichen. Sie wird daher voraussichtlich keine großen Transporte bewältigen können, aber sie wird australische Städte des Ostens enger mit denen des Westens in Verbindung bringen, und diese Verbindung wird in Kraft bleiben können bei allen Wechselfällen des Seeverkehrs. Es faßt die Commonwealth von Australien die Möglichkeit ins Auge, daß die Seeherrschaft Englands ein Ende haben könnte. —

2 Kriegsausbruch

Der 2. August wurde in der Goldstadt Kalgoorlie, im Innern von Westaustralien, ebenso gefeiert, wie ein Sonntag sonst im Britischen Reiche. Es herrschte Ruhe. Die Gäste des Palasthotels saßen untätig und rasteten aus. Abends traf man sich im Rauchzimmer. Die einen sahen dem flackernden Kaminfeuer zu, andere unterhielten sich oder schrieben Briefe. Diese Beschaulichkeit wurde gestört, als ein Herr eintrat und erzählte, er habe eben auf der Redaktion des leitenden Blattes von Kalgoorlie erfahren, es gäbe Krieg in Europa. Deutschland habe nicht bloß Rußland den Krieg erklärt, sondern sei auch bereits in Frankreich eingefallen. Das erstere mußte nach den Nachrichten der letzten Tage als wahrscheinlich gelten; das letztere erschien mir hingegen nicht glaublich. Die Nachricht war, wie ich erst nach meiner Rückkehr nach Deutschland gesehen habe, falsch: nicht deutsche, sondern französische Soldaten hatten sich vor Kriegserklärung einiger Grenzverletzungen schuldig gemacht. Ich hielt mit meiner Meinung zurück und lauschte dem Gespräche, das sich nun entwickelte.

Die Engländer und Australier erörterten, was England tun würde. Wenn England nicht das perfide Albion heißen soll, so muß es Frankreich zu Hilfe kommen, sagte der eine, und der andere begründete ausführlicher, daß England immer den Schwächeren auf dem festländischen Europa unterstützt habe. Deutschland sei entschieden jetzt der mächtigste Staat auf dem Festlande, also werde sich England auf die Seite von Frankreich stellen. Dann erörterte man, wie sich der Krieg zwischen Deutschland und dem Britischen Reiche gestalten würde. Der Australier, welcher die Kriegsnachrichten gebracht hatte, wurde der Wortführer. Er setzte auseinander, daß im Kriegsfalle alle Beziehungen zwischen England und Deutschland aufhören würden; alle deutschen Passagiere müßten englische Schiffe, alle deutschen Kaufleute und Reisenden sofort die englischen Kolonieen verlassen, ihre Geschäfte seien einzuziehen. Staunend hörte ich diese Ansichten über Kriegführung und erblickte in ihnen eher den Ausdruck von australischem Chauvinismus, welcher den Gegner nicht nur militärisch zu schlagen, sondern völlig zu vernichten trachtet. Ich ahnte damals nicht, daß solche Art der Kriegführung von England geplant sein könne. Ich stand noch ganz im Banne dessen, was ich 1870 selbst erlebt habe.

Der nächste Tag brachte keine weiteren Nachrichten. Von Wichtigkeit aber erschien eine in den Blättern veröffentlichte Mitteilung des deutschen Generalkonsuls von Australien, daß Krieg zwischen England und Deutschland nicht ausgebrochen sei. Aber als abends ein befreundeter deutscher Kollege ein Telegramm nach Hause aufgeben wollte, wurde es zunächst als unzulässig zurückgewiesen, und schließlich nur angenommen, nachdem der Absender erklärt hatte, daß

dies auf sein Risiko geschehe. Der ziemlich hohe Betrag für das Telegramm wurde angenommen, aber das Telegramm ist nie in Europa angelangt. Das war einige Stunden, bevor Sir Edward Grey seine Erklärungen im Unterhause zu London abgegeben hat; denn wenn es in Westaustralien Nachmittag ist, ist es in Europa Vormittag. Von Sir Edward Greys Erklärungen erfuhr ich erst am Morgen des 4. August auf der Fahrt nach Perth. Sie ließen nur wenig Hoffnung für den Frieden, bedeuteten aber noch nicht Krieg. Allerdings wurde bereits mittags in Fremantle, im Hafen von Perth, ein Telegramm des Inhalts angeschlagen, daß England den Krieg erklärt habe. Aber ich setzte von vornherein Zweifel in seine Richtigkeit; denn es kam nicht aus London, sondern aus Montreal in Kanada. Es kann auch nicht richtig gewesen sein; denn als es angeschlagen war, war es in Berlin erst sechs Uhr vormittags, und erst am Abend des 4. August hat Sir Edward Goschen die amtliche Kriegserklärung übermittelt. Die Banken honorierten denn auch noch den deutschen Kreditbrief des deutschen Kollegen; noch nahm das Telegraphenamt ein Telegramm von mir in die Heimat an, das allerdings nicht angelangt ist. Die Menge verhielt sich der Nachricht gegenüber ziemlich gleichgültig; nur einige wenige riefen hurra, als sie von der Kriegserklärung lasen.

Ich erwog, was zu tun sei. Nach wenigen Tagen ging ein Dampfer der Orientlinie, die mich nach Australien gebracht hatte, nach Europa zurück. Fahrplanmäßig würde er in Neapel anlaufen. Aber würde im Falle eines europäischen Krieges Italien neutral bleiben? Schließt es sich Deutschland an, so wird der englische Dampfer nicht dahin gehen; schließt es sich dem Dreibund an, so wird es Feindesland. Aber

würde mich denn der englische Dampfer überhaupt mitnehmen? Diese Frage drängte sich mir in Erinnerung an das in Kalgoorlie gehörte Gespräch mit einem Male auf. Andre als englische und wenige französische Dampfer würden in Fremantle während des Krieges nicht anlaufen. Es konnte leicht sein, daß ich in Westaustralien strandete und die Möglichkeit der Heimkehr verlöre. Es erschien mir daher als das Rätlichste, an meinem Reiseplan festzuhalten und zur Versammlung der Britischen Assoziation, die in den östlichen australischen Staaten abgehalten werden sollte, weiter zu reisen. Gelangte ich so bis Sidney, so würde ich neutrale holländische oder amerikanische Schiffe erreichen können. Dazu kam noch eine andre Erwägung. Ich war nach Australien als Gast jener Assoziation gekommen. Noch war der Krieg nicht erklärt. Meine plötzliche Rückkehr würde von den englischen Kollegen nur durch Besorgnis vor dem Kriege erklärt werden. Es schien mir nicht richtig, solche Besorgnis zur Schau zu tragen. Für den Fall, daß es nicht zum Kriege käme, würde meine Flucht mich als Deutschen kompromittieren. Ich schiffte mich also am 4. August, nachmittags drei Uhr, auf dem „Orvieto" nach dem östlichen Australien ein.

Auf diesem Dampfer waren am Morgen des 4. August zahlreiche Mitglieder der Britischen Assoziation angelangt. Der Präsident war an Bord. Dazu gesellten sich die früher nach Westaustralien Gekommenen, die wenigen, die gleich mir schon vor vierzehn Tagen eingetroffen waren, die zahlreicheren, die auf dem Dampfer „Ascanius" die Fahrt um Afrika herum gemacht und eine Woche lang im Lande geweilt hatten. Der „Orvieto" war daher voll besetzt. Ich teilte meine Kabine mit den beiden Söhnen eines Londoner Professors. Die Stimmung an Bord war beherrscht

von der Unsicherheit der politischen Lage. Man faßte die Möglichkeit des Krieges ernstlich ins Auge und wollte doch nicht an seinen Eintritt glauben. Allenthalben waltete bei den Mitgliedern und Gästen der Assoziation das Gefühl vor, daß der Krieg nicht bloß die guten Beziehungen zwischen deutschen und englischen Gelehrten, die sich namentlich im Laufe der letzten Jahre herangebildet hatten, stören würde, sondern überhaupt für die weitere Entwicklung der Wissenschaft ein großes Unglück sein müsse. England werde sich daher ohne zwingenden Grund nicht in den Krieg mit dem stammverwandten Deutschland stürzen.

Mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit wurden wir fünf Deutsche an Bord behandelt. Beim Abendessen sprach der Präsident von den Gästen der Assoziation, welchen unter allen Umständen, was die politische Entwicklung auch bringen möchte, Gastfreundschaft gewährt werden möchte. Das wirkte ungemein wohltuend. Der nächste Tag, der 5. August, verging, ohne daß eine Nachricht über den Krieg an Bord kam. Wir genossen die hochinteressante Fahrt unmittelbar an der Südküste von Westaustralien entlang. Ich bekam die Außenküste von Albany zu sehen, die mir gelegentlich meines Besuches daselbst unerreichbar geblieben war. Aber am 6. August wurde das Telegramm eines Agenten der Orientlinie angeschlagen: „Die Zollbehörden teilen mit, daß die Admiralität empfiehlt, die regelmäßigen Schiffahrtswege zu verlassen und die Lichter abzublenden. Die Abfahrt der ‚Orsova' ist in Melbourne wegen Kriegsgefahr nicht gestattet worden." Das Schiff, das mich von Westaustralien hätte heimbringen können, war also festgehalten und Krieg wirklich eingetreten! Die Fassung des Telegramms ließ noch eine schwache Hoffnung, daß es sich

um denselben Krieg handeln könne, von dem wir schon wußten; aber das war doch nur eine sehr schwanke Hoffnung, es war das, was man wünschte, aber nicht recht glaubte. Ein an Bord befindlicher englischer Politiker, der als Mitglied der liberalen Partei eine Zeitlang dem Unterhause angehört hat, sagte zu mir, er müsse sich schämen, wenn wirklich England Deutschland den Krieg erklärt habe. Er gab ansehnliche Summen aus, um seinen politischen Freunden daheim vom Kriege telegraphisch abzuraten. Nur eine kleine Gruppe von Australiern hat mit lautem Beifall die Kriegsnachricht begrüßt. Ein an Bord befindlicher höherer australischer Offizier kam zu einem von uns Deutschen, um seine Mißbilligung darüber auszusprechen: Wo das Schwert entscheiden soll, seien lärmende Kundgebungen nicht nötig. Die Sympathieen, die uns von unsern englischen Kollegen bekundet wurden, waren noch freundlicher und herzlicher als am Abend der Abfahrt von Fremantle. Friedlich saßen wir in Gruppen im Rauchsalon — es schien, als ob die wissenschaftlichen Bande und freundschaftlichen Beziehungen so stark seien, daß sie trotz des Krieges fortbestehen würden. Am nächsten Abend waren wir dem südaustralischen Gestade schon nahe. Ein dunkler Dampfer kam in Sicht. Auf die drahtlose Anfrage, ob er die „Orsova“ sei, kam die Antwort: „Hier S. M. S. ‚Pinguin‘“. Aber Lichter signalisierten, daß es doch die „Orsova“ sei. Der Kapitän wollte sich durch Funkspruch nicht verraten, vielmehr deutschen Schiffen in der Nachbarschaft weismachen, daß ein englisches Kriegschiff in der Nähe sei.

Am Morgen des 8. August waren wir dicht vor Adelaide. Die Sonne erhob sich über dem waldigen Rücken des Mount Lofty und bald lagen wir an der

Landungsbrücke der großen Dampfer. Wir hatten während des Krieges Feindesland erreicht. Bald wurde ein Telegramm am schwarzen Brett angeschlagen: „Großer Seesieg, neunzehn deutsche und nur zwei britische Schiffe gesunken." Dann kamen Zeitungen an Bord, sie brachten bereits Abbildungen vom Dampfer „Königin Luise" des Norddeutschen Lloyd, welcher beim Minenlegen in der Themsemündung angetroffen und in den Grund gebohrt sei. Erst nach Wochen wurde bekannt, daß es sich um den Bäderdampfer gleichen Namens handelte. Sie berichteten ferner von Kämpfen in Belgien, und es ging der Ruf durch die Menge: Deutschland hat die Neutralität von Belgien gebrochen. Der deutsche Konsul, seiner Staatsangehörigkeit nach Australier, gesellte sich zu uns Deutschen. Schlechte Zeiten, sagte er, Deutschland hat die Neutralität von Belgien verletzt und ist deswegen in einen aussichtslosen Kampf mit dem britischen Weltreiche geraten. Unsre Heimreise sei gefährdet, wenn nicht ganz unmöglich. Wir möchten uns an die Engländer halten. — Wie wir später hörten, hatte dieser Vertreter des Deutschen Reiches in Südaustralien schleunigst das Schild des deutschen Konsulates von seinem Hause entfernt, und den Reichsadler an seinem Fenster mit Papier überkleben lassen. Auch war er sofort, was mir in Adelaide von Deutschen und auch von Australiern erzählt wurde, zum Gouverneur gegangen, um zu beteuern, daß er, obwohl er in Deutschland geboren sei und obwohl er deutsche Schiffahrtsgesellschaften vertreten habe, doch immer das „loyalste Subjekt" Seiner Majestät des Königs von England gewesen sei. Ein gedrucktes Flugblatt, das bei den Deutschen von Adelaide später zirkulierte, schilderte dies in folgenden Versen:

Eine Fabel von Ovid.

Wie aus einem Adler eine Mücke werden kann.

Im Königreich der Tiere
Da ging es lustig her;
Es hauten sich der Adler,
Der Löwe, Hahn und Bär;
Der Bär brummt,
Will den Balkan haben,
„Nach Berlin" kräht Kikriki,
Der Löwe brüllt: „Confound the stuff
What's made in Germany".

Jedoch der Adler kühn und stark
Rupft dem Hahn die Federn,
Dann ging er auf den Bären los,
Tat ihm das Fell verledern.
Der Löwe brüllte fürchterlich.
Jedoch er konnt' nicht beißen,
Drum flog der Adler über ihn
Und tat nur auf ihn smeißen.

Dieser Adler hat zur Zeit
Im Ausland viele Junge.
Die meisten sprachen Hahns und Bärs
Und auch des Löwen Zunge.
Und weil's der Jungen viele gab,
So setzten sie einen ein,
Der sollte sie vertreten,
Und sollte Konsul sein.

In einem Land des Löwen
Gab's viele Adlerkinder,
Die bauten Weizen, Obst und Korn,
Zogen Schaf und Rinder.
Auch diesen hat er wohlbesorgt
Den Konsul mitgegeben;
Doch wie sich Löw und Adler haut,
Tat Konsul schnell erbeben.

Ihn faßte eine Todesangst,
Er zog sich zurücke,
Und aus dem stolzen Adlerkind
Ward eine kleine Mücke.
An seinem Konsulfenster
Stand wie es leibt und lebt,
Des alten Aar sein Bildnis
In Farben aufgeklebt.

Aus Angst vor Löwens Junge
Und weil er wünschte Ruh,
Klebt die Mücke den Adler
Mit einer Zeitung zu.
Kroch dann auf seinen Knieen
Zu Löwens Gouverneur
Und sagt: Jetzt bin ich Löwenkind,
Doch Adlers nimmermehr.

Ovid, Metamorphosenschreiber!
Ist es dir je passiert,
Daß aus dem stolzen Adler
Auf 'mal 'ne Mücke wird?
Hier ist für Euch ein guter Rat,
Sollt Adler diesmal siegen,
So wählt einen andern Konsul Euch,
Und laßt die Mücke fliegen!

Dem deutschen Konsul folgte Professor Masson, einer der australischen Organisatoren der Versammlung der Britischen Assoziation. Er begrüßte uns auf das herzlichste. Wir möchten keine Sorgen haben und möchten nicht an den Krieg, sondern an die Wissenschaft denken. Die 84. Versammlung der Britischen Assoziation würde trotz des Krieges abgehalten werden. Wir seien der Einladung, an ihr teilzunehmen, bis nach Australien hin gefolgt, wir möchten nun auch an ihrer friedlichen Veranstaltung teilnehmen. Wir würden Gäste der australischen Regierung sein, und diese würde uns für

die Rückreise Geleitbriefe geben, so daß wir wie Gesandte heimreisen könnten. Solche Geleitbriefe würden alle an Bord des „Orvieto" befindlichen Deutschen sicher erhalten und auch ein auf anderm Wege gekommener. Ob freilich zwei jüngere, in wehrpflichtigem Alter stehende Deutsche, die bereits in Adelaide angekommen waren, gleiche Begünstigung erhalten könnten, vermochte Professor Masson nicht zu versprechen; es sei eine allgemeine Bestimmung für das ganze Britische Reich, daß alle wehrpflichtigen Deutschen zurückbehalten werden sollten. Sollte diese Bestimmung im vorliegenden Falle eine Ausnahme nicht zulassen, so würde man die beiden jüngeren Gäste der Assoziation jedenfalls in Australien auf das beste behandeln. Wir an Bord des „Orvieto" Befindlichen erkannten sofort, daß die Australier sich bemüht hatten, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die sich uns bei der Heimreise entgegenstellen konnten, und wir nahmen die Einladung an. Doch legten wir Gewicht darauf, daß wir nur an den wissenschaftlichen Veranstaltungen der Versammlung teilnehmen würden und an denjenigen, die sich als Akte persönlicher Höflichkeit darstellten; Festlichkeiten wollten wir meiden. Professor Masson versprach mir, mich über den Charakter einer jeden Veranstaltung vorher zu unterrichten, damit wir Deutsche nicht etwa beispielsweise zu Banketten kämen, wo Toaste gehalten würden, die uns peinlich sein könnten.

Die Landung vollzog sich dann ohne die mindeste Schwierigkeit. Wir wurden behandelt, als wären wir Briten, und erhielten keine Vorstellung davon, wie schwer andern Deutschen die Landung im Britischen Weltreiche um diese Zeit gemacht worden ist. Auch spürten wir in Adelaide nur wenig vom Kriege.

Die Männer trugen Schleifen mit Blau-Weiß-Rot

oder kleine Medaillons mit dem Union Jack. In den Schaufenstern sah man zahlreiche Karten von Europa zur Darstellung des riesigen Kriegschauplatzes. Aber die Menge erschien durchaus friedlich. Soldaten waren so gut wie nicht vorhanden. Eine Musikkapelle, welche an einem Straßeneck spielte, gehörte nicht der britischen Armee, sondern der Heilsarmee an. Einmal habe ich etwa vier Verittene in Uniform durch die Straßen sprengen sehen; sie wurden lebhaft akklamiert. Es waren frisch aussehende Burschen von etwa 18 Jahren. Zeitungsverkäufer riefen allerdings laut die allerneuesten Kriegsnummern aus, deren drei bis vier im Laufe eines Tages erschienen und von einer Kette deutscher Niederlagen berichteten. Es war nicht leicht, sich ein Bild von der Lage zu machen. England sei in den Krieg getreten, weil Deutschland die Neutralität von Belgien gebrochen habe, nachdem es zuvor Rußland den Fehdehandschuh hingeworfen — so hörte ich von allen Seiten. Wie ein Akt grenzenlosen Mutwillens und freventlichen Übermutes erschien nach den australischen Nachrichten das deutsche Vorgehen. Der Reichskanzler selbst habe im Reichstage den Einmarsch in Belgien als Unrecht bezeichnet. Es sah aus, als ob eine brutale Militärpartei alle Vernunft in Deutschland über Bord geworfen und die Nation in ein verwerfliches Abenteuer gestürzt habe. Man mußte felsenfest von Deutschlands Aufrichtigkeit überzeugt sein, wenn man dieser Auffassung nicht beipflichten wollte.

3 In Südaustralien und Victoria

In Adelaide begannen die Tagungen der Britischen Assoziation. Sie wurden am Abend der Landung eingeleitet durch einen Akt, welcher erkennen ließ,

wie sehr ernst und aufrichtig der Wunsch der leitenden Australier war, daß die Versammlung trotz des Krieges im Zeichen des Friedens stattfinden sollte. Die Universität von Südaustralien verlieh einer Reihe der von der Ferne Gekommenen akademische Würden: sie erteilte ihr Doktorat sechs Briten und drei Fremden; darunter waren zwei Deutsche. Dies war bereits vor Ausbruch des Krieges ins Auge gefaßt. Wir waren sondiert worden, ob wir die Würde annehmen wollten, und unsre Zusage war nach Adelaide gemeldet worden. Daß die Universität trotz des Krieges der deutschen Wissenschaft eine Huldigung bringen wollte, war ungemein erfreulich, und wir Deutsche zögerten deswegen nicht, die uns in Aussicht gestellten Würden anzunehmen, unsre in Friedenszeiten gegebene Zusage einhaltend.

EDMUND J. JAMES

Der Akt war feierlich. Er fand im Saale des Rathauses statt in Gegenwart des Gouverneurs, der obersten akademischen Behörden und einer dichtgescharten Menge, Mitglieder der Assoziation und Australier. Die einzelnen Kandidaten wurden dem von einer Operation eben wiederhergestellten Kanzler der Universität vorgestellt. Als zweiter kam ich an die Reihe. Meine Gedanken schweiften auf die andre Seite der Erde, wo die Kämpfe bereits begonnen hatten, und hier standen die wissenschaftlichen Vertreter der entzweiten Völker noch friedlich beieinander. Der Beifall der Anwesenden vergewisserte mich, daß auch bei ihnen der Geist des Friedens noch herrsche. Dieser Beifall nahm geradezu demonstrativen Charakter an, als Geheimrat von Luschan als letzter das südaustralische Doktorat erhielt: er war auf dem Programm als Münchener Doktor angeführt, während ich unter den Oxfordern stand. „Wären auch Sie als deutscher Doktor genannt gewesen, so würden Sie eben denselben Beifall erhalten haben,

wie Luschan," sagte mir ein befreundeter englischer Kollege, „der Beifall brachte die Sympathieen für Deutschland und deutsche Wissenschaft zum Ausdruck."

Für mich persönlich erschloß die Teilnahme an der Versammlung der Assoziation in erster Linie die Möglichkeit, das Land zu sehen, und dazu bot bereits der erste Tag nach der Landung Gelegenheit. Ich durchstreifte Adelaide.

Mit regelmäßigem Grundriß ist die Stadt am südlichen Ufer des Torrensflusses angelegt worden. Der große Viktoriaplatz bildet die Mitte eines Straßenkreuzes und eines Quadrates, dessen Ecken wieder von grünen Plätzen eingenommen werden. Aber die Entwicklung ist nicht um jenen Mittelpunkt herum erfolgt, und der Schwerpunkt von Adelaide hat sich erheblich nach Norden verrückt. Die Nordgrenze der ursprünglich geplanten Stadt, die Northern Terrace, ist heute deren elegante Hauptstraße geworden; an ihrer Nordseite stehen die Residenz des Gouverneurs, Museen, die Universität, zum Teil architektonisch schöne Gebäude. Am einen Ende der ausgedehnte Bahnhof, am andern das Ausstellungsgebäude. Jenseits des Torrensflusses sind hübsche Wohnviertel erwachsen, an ihm selbst liegt der Botanische Garten, an den sich ein wohlgepflegter Park anschließt. Wie Wien am Fuße des Kahlenberges, so liegt die Hauptstadt Südaustraliens am Fuße des Mount Lofty, aber das Meer, das sich längst aus dem Wiener Becken zurückgezogen hat, wirft unweit des Mount Lofty seine Wogen auf den niederen Strand. Halbwegs Gebirgsfuß und See erstreckt sich die Stadt. In kurzer Eisenbahn- oder Straßenbahnfahrt wird der Strand bei Henley oder der alte kleine Hafen von Glenelg erreicht. Unwesentlich weiter ist es zum nordwestlich gelegenen Port Adelaide,

bis wohin kleinere Schiffe gelangen, während die größeren an den Landungsbrücken im äußeren Hafen anlegen.

Der 9. August war ein herrlicher Tag. In Scharen zogen am Nachmittag die Bewohner von Adelaide zum waldbedeckten Mount Lofty. Eine bequeme Fahrstraße führt hinauf zum Gipfel. Oben ein schlichter weißer Turm, errichtet zur Erinnerung an den Entdeckungsreisenden Flinders, der das südaustralische Gestade erschloß, ein weithin sichtbares Wahrzeichen für den Schiffer. Eine entzückende Aussicht über die in blühende Obstgärten sich verlierende Stadt und den im Sonnenschein sich spiegelnden St.-Vincent-Golf dahinter. Auf der andern Seite Bergwelle auf Bergwelle, wie im Wiener Walde. Unten im Tale lugten die weißen Häuser von Hahndorf hervor, darüber in weiter Entfernung sich aus ebener Abdachung erhebend der Mount Barker. Der mehr nördlich gelegene Kaiserstuhl hingegen war den Blicken entzogen. Viele Bekannte begrüßten mich unterwegs auf das herzlichste. Friedliche Sonntagsstimmung herrschte; niemand schien an den Krieg auf der andern Seite der Erde zu denken, und doch waren Nachrichten von der Einnahme von Lüttich bereits eingetroffen, die allerdings kaum Glauben fanden.

Die nächsten beiden Tage waren einer offiziellen Exkursion der Britischen Assoziation gewidmet, deren zahlreiche mit verschiedenen Aufgaben und Zielen von Adelaide ausgingen. Es hatte mich anfangs gelockt, einer Einladung nach der Bergwerkstadt Broken Hill im Innern zu folgen. Aber als ich davon hörte, daß Professor Howchin eine Exkursion in das Bereich der von ihm so ausgezeichnet erforschten Eiszeitbildungen aus dem Anfang und Ende des Altertums der Erd-

geschichte leiten würde, da stand fest, mich ihm anzuschließen. Und das war ein Glück; denn Broken Hill war die erste Stadt, welche in Australien unter dem Kriege zu leiden hatte. Die geförderten Zinkerze wurden größtenteils nach Deutschland verfrachtet, um dort verhüttet zu werden. Dieser Markt war durch Ausbruch des Krieges verschlossen und die Bergwerke waren nahe daran, ihre Tätigkeit einzustellen. Es hat langer Verhandlungen bedurft, um sie wenigstens in beschränktem Umfange im Betriebe zu erhalten und die 40 000 Bewohner der Stadt nicht existenzlos zu machen.

Eine stattliche Reihe von Automobilen führte uns am Morgen des 10. August aus Adelaide gegen Süden. Professor Howchin bot mir in liebenswürdiger Weise den Platz an seiner Seite, und als er mich beim Warten in einer Zeitung die neuesten Kriegsnachrichten lesen sah, meinte er: „Sie dürfen nicht annehmen, daß wir in Australien alles das glauben, was in der Zeitung steht." Die zweitägige Fahrt war reizvoll. Sie führte in die Halbinsel, die sich südlich Adelaide zwischen dem St.-Vincent-Golfe und dem Ozean erstreckt und die eingenommen wird von den südlichen Ausläufern des Mount-Lofty-Gebirges. Erst hielten wir uns nahe der Küste des St.-Vincent-Golfes. Abermals mußte ich hier an die Gegend von Wien denken. Weinberge erstrecken sich bei Willunga am Fuße des Gebirges auf sanftwelligem Grunde. Als ich aber den Wein der Gegend kosten wollte, da bot man mir eine Flasche von solchem an, der nördlich Adelaide gewachsen. Der Weinbau ist nicht so in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergegangen, daß sie den Wein vom Fasse trinkt; er wird im wesentlichen des Exportes halber betrieben, technisch gewiß sehr rationell, ich möchte

ohne böse Gedanken sagen fabrikmäßig. Dann ging es quer über die Höhen hinweg, die sich vom Mount-Lofty-Gebirge zum Landende an der Backstairs Passage erstrecken. Eucalyptusbäume herrschen vor. Ihr dunkles Laub gibt allerdings der Landschaft einen dunkleren Ton als die Buche und spendet weniger Schatten, aber der Gesamteindruck der waldigen Höhen war doch dem eines Buchenwaldes zur Spätsommerzeit ähnlich. Ich glaubte wieder bei Wien, und zwar im Wiener Walde zu sein.

Abends lag dann bei Victor Harbour die spiegelnde Fläche des Ozeans in endloser Ausdehnung vor uns. Unweit des Gestades in weitem Parke ein Hotel im Stile eines englischen Edelsitzes — die Fußböden mit schwellenden Teppichen belegt; der Gläserreichtum der Tafel im Speisezimmer machte auf drei bis vier Sorten Wein gefaßt. Aber man war in einem Temperenzhause und trank Wasser aus den verschiedenen Weingläsern. Doch hatte der Wirt ein Einsehen und gab einigen von uns Bier, dessen Flaschen mit Servietten umwickelt wurden, so daß niemand von dem Inhalte etwas ahnen konnte. Victor Harbour ist ein gern besuchtes Seebad. Jetzt war es aber auf der Südhemisphäre Winter, und es waren nur wenige Wintergäste im Hotel. Der Badestrand war verödet; der Hafen war tot. Er befindet sich bei einer kleinen Granitinsel, die der Küste vorliegend durch wandernde Küstensande an das Festland nahezu angehängt ist. Eine Eisenbahnbrücke führt herüber bis zur Landungsstelle, die durch eine kurze Mole gegen die offene See geschützt ist. Aber kein Schiff lag im Hafen. In der Nähe trafen sich Anfang des 19. Jahrhunderts der hervorragende englische Forscher Flinders und der Franzose Baudin, der Kapitän des „Géographe",

welcher gleichfalls die Südküste Australiens aufnahm. Beide Forscher haben trotz des damals zwischen England und Frankreich herrschenden Kriegszustandes ihre Beobachtungen ausgetauscht und auf australischem Boden damals schon ein Beispiel für friedliches Zusammenwirken trotz des Krieges gegeben. Der Name der Bucht bei Victor Harbour, Encounter Bay, erinnert hieran, und eine Bronzetafel an der Küste verewigt das bemerkenswerte Zusammentreffen.

Von Victor Harbour ging es wieder an den St.-Vincent-Golf durch das anmutige Waldtal des Inmanflusses mit prachtvollen Eucalyptusbäumen, dann mehr oder weniger nahe der Küste oben auf der Höhe mit köstlichen Ausblicken auf den Golf nach Adelaide zurück. Extrablätter gaben hier am Abend des 11. August den Fall von Lüttich zu.

Drei lange Extrazüge brachten die 400 Mitglieder der Britischen Assoziation von Adelaide nach Melbourne. Es waren ihrer zu viel, als daß man sie hätte in Schlafwagen unterbringen können. Man fuhr in gewöhnlichen Durchgangswagen; aber im Abteil waren nur zwei Reisende, welche sich auf den Bänken bequem ausstrecken konnten. Wollene Decken waren sehr willkommen, denn auf den Höhen von Victoria war es in der Nacht recht kühl. Zahlreiche Autos warteten unser am Bahnhof Melbourne am Morgen des 13. und brachten uns zu unsern Gastfreunden, mich weit hinaus in die Vorstadt Toorak, wo ich auf das freundlichste aufgenommen wurde. Bald war ich mit der liebenswürdigen Frau des Hauses im Gespräch über Nürnberg und Tirol. Mittags war ich mit einer Anzahl heimischer Gelehrter Gast im Melbourne Club. Abends war Empfang beim Generalgouverneur, dem ich bereits im Klub vorgestellt worden war. Eine große Menschen-

menge drängte sich in den Sälen des Regierungshauses zusammen. Die Frau des Generalgouverneurs sprach längere Zeit mit mir; sie wußte von den Arbeiten des Instituts für Meereskunde zu Berlin durch eine Verwandte, die in zwei Semestern ein gern gesehener Besucher des Instituts gewesen ist. Kein Wort fiel mir gegenüber im Laufe des Tages, das auf den Krieg Bezug genommen hätte, und die Verhandlungen der Assoziation begannen, als ob tiefer Friede herrschte.

Sie fanden in der Universität in Melbourne statt. Diese liegt im Norden der Stadt auf niederem Hügel. Die einzelnen Gebäude gruppieren sich malerisch in einer ausgedehnten parkartigen Anlage, und mahnen durch ihre gotische Architektur an Oxford und Cambridge, nur daß im Innern alles auf das modernste eingerichtet ist. Die einzelnen Sektionssitzungen verteilten sich auf die verschiedenen Institute; die Universitätshalle war Empfangssaal, wo die einzelnen Auskunftsstellen tadellos arbeiteten. Die großen allgemeinen Sitzungen mit populären Vorträgen aber wurden abends in großen Sälen der Stadt abgehalten. Ich sprach in der geographischen Sektion über die geplante Weltkarte 1 : 1 000 000, für welche ich mir vorgenommen hatte in Australien Propaganda zu machen. Ich erfreute mich dabei der Unterstützung der englischen Landesaufnahme, die mir, natürlich vor Ausbruch des Krieges, einige Blätter der Karte zum Zwecke meines Vortrages zur Verfügung gestellt hatte. Es zeigte sich, daß trotz des Krieges Interesse für das große internationale Unternehmen vorhanden war, obwohl die Vorarbeiten dafür in Australien ganz minimal sind. Auch in Melbourne wurde die Doktorwürde an eine Anzahl Mitglieder und Gäste der Assoziation verliehen. Darunter war ein Deutscher, Professor Johannes

Walther aus Halle. Er wurde vom Vizekanzler der Universität als Repräsentant des Volkes hingestellt, dem die Wissenschaft außerordentlich vieles zu danken hat. Lebhafter Beifall folgte diesen Worten, und nicht enden wollendes Händeklatschen erhob sich, als der Vizekanzler die Promotion vollzog.

Spürte man bei der Versammlung der Assoziation den Krieg nicht im mindesten, so war in den Zeitungen um so lauter von ihm die Rede. Es jagten sich die tollsten Nachrichten. Am Abend des 13. August berichtete der Herald, daß der Kaiser durch das Bein geschossen sei. So kraß wurden die Erfindungen der Zeitungen, daß die Regierung einschreiten mußte. Es wurde untersagt, andre Telegramme als die wirklich offiziellen als solche zu bezeichnen. Auch der Herausgabe von speziellen Kriegsnummern, die alle halbe Stunde erschienen, wurde gesteuert. In gebildeten Kreisen mokierte man sich über die Sensationsnachrichten. Es wurde erzählt, ein Zeitungsjunge habe ausgerufen: „Eine Armee von 200 000 Deutschen geschlagen. 150 000 Tote.“ Er sei gefragt worden, was mit den übrigen 50 000 geschehen sei. „Die werden im Abendblatt umgebracht,“ wäre die schlagfertige Antwort gewesen.

Zum Wochenende gab es größere Exkursionen auch von Melbourne aus. Ich kombinierte deren zwei, nach Bacchus Marsh und Ballarat. Bacchus Marsh ist ein kleines Städtchen etwa 50 Kilometer nordwestlich von Melbourne. Die Eisenbahn dahin führt über die ebenen Basaltflächen, welche die Hauptstadt von Victoria umgeben, und welche, wie es scheint, ursprünglich weites Grasland dargestellt haben. Heute sind sie Weideland, und Bacchus Marsh spielt durch seine Milchwirtschaft eine gewisse Rolle. Unweit der Stadt

hebt eine Verwerfung die Schichten empor. Die Eisenbahn erklimmt den Höhenunterschied in einer großen Schleife. Das Tal des Werribeeflusses, das bis gegen Bacchus Marsh hin nur wenig tief gewesen ist, schneidet nunmehr mit einem Mal ansehnlich ein, und erscheint als enge Schlucht, welche durch den Basalt hindurch in älteres Gestein eingesägt ist. Da sieht man wieder Eiszeitbildungen aus dem Altertum der Erdgeschichte. Darunter noch ältere Schichten, Schiefer, zusammengefaltet wie die des Frankenwaldes. In der Schlucht hat sich ein Stück waldiger Natur erhalten; sie gilt als Naturschutzpark, und gut gebahnte Wege führen ein Stück hinein. An der üblichen Raststelle lagen die Frühstückskörbe und in der Nachbarschaft die Gletschersteine aus der Steinkohlenzeit. Als der wohlgebahnte Pfad aufhörte, setzte unser Führer, der jeden Stein kannte, die Wanderung durch die Wildnis fort; durch Buschwerk von Eucalyptus und blattloser Akazien ging es Hügel auf und ab. Mehrfach wurde der Fluß überschritten. Am oberen Ende der Schlucht stiegen wir hinauf zur Höhe, zu einem kleinen Unterstand, da war Tee vorbereitet, und Wagen brachten uns hinunter ins Städtchen. Im Gasthause bewirtete uns ein Herr aus Melbourne, der große Verdienste um die Erforschung der Gegend hat; freundliche Worte wurden gewechselt, bis es Zeit ward, zum Zuge zu eilen, der mich in später Abendstunde in Gesellschaft eines jungen Franzosen noch bis Ballarat brachte.

Am Bahnhofe harrte meiner mein Gastfreund, ein Arzt der Stadt, Schotte von Geburt, Deutscher nach wissenschaftlicher Ausbildung. Er führte mich hinaus in sein Haus, das er nach dem Tode seiner Frau mit drei Töchtern bewohnt. Ein Wort gab das andre; bald war festgestellt, daß wir 1883 gleichzeitig in Edin-

burg und wenige Jahre später gleichzeitig in Wien gewesen waren, daß die Töchter kürzlich gleichzeitig mit mir in Berlin sich aufgehalten hatten. Wir begannen uns wie alte Bekannte zu fühlen, und mein Gastfreund blickte auf seine in Deutschland verbrachte Studienzeit zurück. Bald sprachen wir Englisch, bald Deutsch, das er in Wort und Schrift meisterte. Unbegreiflich schien uns beiden, daß die beiden Länder, aus denen wir hervorgegangen, jetzt im Kriege miteinander lagen, der die vielen seit Jahren gesponnenen Fäden gemeinsamer Kulturinteressen und der Freundschaft zerreißen mußte. Wie anders war es draußen am Bahnhof gewesen. Da harrte die Menge trotz später Abendstunde voll Spannung der neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze, und rief nach den Zeitungen mit den allerneuesten Kriegsnachrichten. Um Zeitungen auch baten gelegentlich die Bahnwächter, indem sie laut gegen den vorbeifahrenden Zug riefen: „Papers“. Im traulichen Heim des Doktors herrschte keine Gier nach unsicheren Neuigkeiten, und zwei Repräsentanten der entzweiten Nationen wurden zu Freunden.

Der nächste Tag, ein Sonntag, war einer langen Exkursion um Ballarat gewidmet. Unsre Landkarten verzeichnen hier ein Gebirge, aber es ist nur eine Hochfläche vorhanden; davon konnten wir uns bei rasender Autofahrt überzeugen. Es ging in ebenem fruchtbaren Gelände bis zum großen, aber flachen Burrumbeetsee, der von einigen vulkanischen Hügeln umgeben ist. Auf fast ebener Fläche ging es weiter zum benachbarten Learmonthsee, der gleichfalls ein flaches, von Vulkanhügeln umgebenes Wasserbecken dicht an der kaum merklichen Wasserscheide darstellt. Weiter gegen Osten hin änderte sich der Charakter des Landes. An Stelle der Felder trat Buschwerk; nun kam

man von Basalt auf älteres Schiefergestein, und es stellten sich verfallene Goldbergwerke ein. Ihnen dankt das Städtchen Creswick seine Entstehung. In der Nachbarschaft ist Gold im Werte von 100 Millionen Mark gewonnen worden. Heute ist der Bergbau ganz erloschen, und wo früher im losen Gerölle Seifen gewesen, ist jetzt ein Pflanzgarten für Nadelhölzer. An solchen fehlt es in Australien. Der herrschende Baum ist immer und immer wieder der Eucalyptus mit seinem harten Holz. Bei Creswick nun ist eine Fläche von 400 Hektar mit Kiefern des Mittelmeeres und des nördlichen Pazifischen Ozeans bepflanzt worden; in 20 Jahren ist ein prächtiger Nadelwald emporgewachsen, welcher zeigt, daß der australische Boden durchaus geeignet ist, auch weiche Hölzer hervorzubringen. Stolz zeigte der Minister der Forsten von Victoria die Anlage, und führte als echter Politiker in seiner Ansprache den zahlreich erschienenen Besuchern aus, wie wichtig rationelle Forstwirtschaft auch für Australien sei. Hoffentlich finden seine beredten Worte volles Verständnis, denn das Verständnis für den Wald ist in Australien erstaunlich gering. Der Australier erblickt im Walde den Feind, den er mit allen Mitteln der Kunst umzubringen habe, um das Land als Feld oder Weide nutzbar zu machen. Dabei schätzt er den Wert des Holzes meist gering, und brennt die Bäume längs eines Ringes an, so daß sie absterben. Lange Zeit stehen sie noch als „Leichten" in der Weidefläche. An den Wert des Holzes wird kaum gedacht. Für Forstwirtschaft im deutschen Sinne ist in Australien noch viel zu tun.

Weiter ging die lang gewordene Automobilkolonne nach Wilsons' Hall mit dem Stauwerk für die Wasserleitung von Ballarat. In dem rechtwinklig sich schnei-

denden System der im allgemeinen guten Wege fand sich mein Chauffeur nicht zurecht, und machte große Umwege. Aber schließlich brachte er, nachdem er mehr als ein Dutzend Kilometer in der Irre herumgefahren, mich richtig zum Ziel. Da harrte der Fünfuhrtee. Ich zog vor, zum Weiher zu gehen. Ein Steindamm staut ein Tal auf. Die Wasserfläche ist umrahmt von Kiefern, und mahnt daher an die Heimat. Nach kurzem Aufenthalt raste die lange Reihe der Autos zurück nach Ballarat, das gerade nach Einbruch der Dunkelheit erreicht wurde, und am Abend fand ich mich im Hause des Doktors wieder wie zu Hause.

Er ließ sich am nächsten Morgen nicht nehmen, mir noch etwas von Ballarat zu zeigen. Die Stadt ist durch den Goldreichtum ihrer Umgebung in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts emporgekommen. Als der Goldreichtum nachließ, setzte der Ackerbau ein, und heute ist Ballarat der Mittelpunkt einer durch ihren Weizenbau berühmten Gegend. An Stelle der anfänglichen Unstetigkeit ist ruhiges, behagliches Leben getreten, und Wohlhabenheit gibt sich allenthalben zu erkennen. Ein Park im Westen birgt in einem kleinen Pavillon gute, in Australien viel bewunderte Werke der Marmorplastik. In der Stadt ist ein kleines Museum mit einigen recht hübschen Ölgemälden. Die Bevölkerung trägt noch Spuren ihrer ursprünglich sehr bunten Zusammensetzung. Ich traf mit einem alten Holsteiner zusammen, der längst in Australien heimisch geworden. Sein Sohn sprach kaum ein Wort Deutsch, aber des Vaters Herz schlug laut für Deutschland. Er glaubte den englischen Nachrichten nicht, und hielt den Krieg für das Ergebnis englischen Neides.

Die Rückfahrt bewirkte ich über Geelong, den alten Hafen von Ballarat. Heute ist er ziemlich tot. Mel-

bourne hat den Seeverkehr an sich gerissen, obwohl es ebensowenig wie Adelaide am Meere liegt. Es erstreckt sich am Nordufer des Yarra, wenig oberhalb dessen Mündung in die breite Bucht von Port Phillip, und steigt von der ebenen Talsohle herauf auf die niederen Höhen am Flusse. Die Breite der rechtwinklig sich schneidenden Straßen, die in Ballarat des Staubes wegen lästig empfunden wird, wirkt hier günstig; denn ihr entspricht die Höhe der oft recht ansehnlichen Geschäftshäuser. Aber die Anlage der Stadt nimmt keine Rücksicht auf das Gelände, die Hauptstraßen führen bergauf, bergab, und die Lage einiger schöner öffentlicher Gebäude auf den Höhen, wie z. B. des Parlamentes der Commonwealth, kommt nicht voll zur Geltung. Noch weniger zur Geltung kommen das stattliche Rathaus und Postamt, da sie ihre Fronten lediglich Straßen zukehren, während die freier gelegene öffentliche Bibliothek und der Lokalbahnhof am Flusse einen imposanten Eindruck machen. Südlich des Yarra erstreckt sich der Botanische Garten, die Schöpfung eines Deutschen, des in ganz Australien wohlbekannten Baron von Mueller. Weiter nach Südosten folgen auf Hügeln freundliche Vororte, gegen Westen aber ziehen sich auf ebenem Gelände die einförmigen Häuserzeilen der weniger wohlhabenden Bewohner nach Port Melbourne. Hier legen die großen Überseedampfer an einer langen Landungsbrücke an. Aber diese wöchentlich kommenden und gehenden Schiffe bleiben wie im Außenhafen von Adelaide nicht lange liegen. Stärker mit Schiffen belegt sind die Docks am rechten Ufer des Yarra im Westen der Stadt, und Melbourne macht nicht den Eindruck eines bedeutenden Hafens. Aber es trägt ausgesprochen hauptstädtischen Charakter. Nur die Verkehrsmittel sind nicht zeitgemäß. Die

Straßenbahnwagen werden bewegt von Drahtkabeln, so wie es im vorigen Jahrhundert in Chicago der Fall war, und der Verkehr ist deswegen ein langsamer.

Der Deutsche Klub in Melbourne hatte die deutschen Teilnehmer der Versammlung vor Ausbruch des Krieges zu einem Besuch eingeladen. Selbstverständlich war unter den seither eingetretenen Verhältnissen eine Versammlung von seiten des Klubs ausgeschlossen. Aber es war doch unsern Landsleuten für ihre Aufmerksamkeit zu danken. So ging ich zum Deutschen Klub, der sich in einem Seitenwinkel der großen Collinsstraße befindet. Als ich dem Schaffner der Straßenbahn sagte, mich dort abzusetzen, flüsterte mir mein Nachbar auf deutsch zu: „Sie gehen zu einem recht gefährlichen Ort." Es war ein Deutsch-Österreicher, der durch den Krieg seine Stellung verloren hatte. Ich fand im Klub nur wenige Leute, auf denen sichtlich schwer der Druck der Zeit lastete, war doch der Mob bereits einmal in den Klub eingedrungen, und hatte die Dekoration an der Kaiserbüste heruntergerissen. Auf das schmerzlichste empfand man, daß beim deutschen Konsul, der längst in Australien heimisch und ein angesehener Bürger von Melbourne geworden, eine Haussuchung nach Bomben stattgefunden hatte, die selbstverständlich ergebnislos war. Voll Sorge sahen unsre Landsleute der Zukunft entgegen. Was sonst die Deutschen in Victoria machten, ersah ich aus den Zeitungen. Es wurde berichtet, daß 120 deutsche und österreichische Reservisten, welche sich weigerten, ihre Zugehörigkeit zu den heimischen Armeen aufzugeben, zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren. Die Pastoren der deutschen Gemeinde aber erklärten in Annoncen in den Zeitungen, daß ihre Gemeinde-

kinder, obwohl deutscher Abkunft, bereit seien, für das neue Vaterland zu kämpfen, und hatten auch einen dafür maßgebenden Bibelspruch gefunden.

4 In Neusüdwales und bei Brisbane

Einzeln und ohne viel Berührung miteinander zu haben, sind die englischen Kolonieen in Australien erwachsen. Zu einem Staatenbunde sind sie erst 1900 zusammengeschweißt worden, nämlich nachdem das Deutsche Reich sich in Neuguinea festgesetzt hatte. Da erwuchsen Befürchtungen, es möchte eine weiterausgreifende Politik verfolgen; der Wunsch nach dem Zusammenschluß der einzelnen Kolonieen zu einem Gebilde höherer Ordnung ward rege, und es entstand die Commonwealth gleichsam unter dem Eindrucke von deutscher Kraft und Stärke.

Es ist nicht leicht gewesen, die einzelnen Staaten unter einen Hut zu bringen. Die einen, wie Westaustralien, hingen auf das engste in all ihrem Leben vom Mutterlande England ab, die andern im Osten hatten sich selbständiger entwickelt, aber Victoria war schutzzöllnerisch und Neusüdwales freihändlerisch. Im tropischen Queensland ferner bestand die Neigung, farbige Arbeiter, chinesische Kulis auf den Zuckerpflanzungen zu beschäftigen, während die südlichen Staaten lediglich weiße Arbeiter zulassen wollten. Es ist erstaunlich, in wie kurzer Zeit die Zusammenschweißung gelungen ist. Als ihr Ergebnis entwickelt sich jetzt eine neue Nation, die der Australier, in welcher Engländer, Schotten und Iren aufgehen. Doch herrscht in Australien ausgesprochen britisches Empfinden, und dieses wird so lange dauern, als Großbritannien das

mächtige politische und merkantile Zentrum des großen britischen Reiches ist.

Völlig zusammengeschweißt sind die einzelnen Staaten allerdings noch nicht. Das empfand die Britische Assoziation, als sie am 19. bis 20. August von Melbourne nach Sydney fuhr. Bis Albury ging es auf der breitspurigen Bahn von Victoria, dann auf der normalspurigen von Neusüdwales. Es gab also unterwegs Wagenwechsel. Er vollzog sich auf das glatteste, denn die Vorbereitungen für die Überführung der 400 Fremden waren auf das umsichtigste getroffen. Jedem einzelnen war der Zug angegeben, in dem er Melbourne verlassen, und der Platz des Schlafwagens, in dem er nach Sydney weiterfahren sollte. Unterwegs erhielt ich ein Telegramm, daß mein Gastfreund in Sydney gewechselt habe. An Stelle des deutschen Generalkonsuls, der mich durch ein Mitglied der Assoziation eingeladen hatte, im Deutschen Klub zu wohnen, trat der ausgezeichnete Geologe Professor David, welcher eine ganze Reihe von Geologen in Pettys Hotel um sich scharte. Ich setzte mich gleich nach der Ankunft mit dem Generalkonsul telephonisch in Verbindung, und traf dann mit ihm in der Stadt zusammen. Er befand sich in einer äußerst schwierigen Lage. Er hatte als deutscher Reichsbeamter natürlich Sydney zu verlassen, aber die Mittel des Konsulats waren ihm ebenso gesperrt wie seine eigenen auf der Bank. Es durften ja mit Deutschen keinerlei Geschäfte gemacht werden; infolgedessen konnte er nicht die Mittel für die Heimreise für sich und seine Familie erlangen. Es war ein Glück für mich gewesen, daß ich mich für meine Reise mit Cookschen Zirkularnoten versehen hatte, die ich allenthalben in Australien in Gold umsetzen konnte, wenn auch die Bank das englische

Pfund Sterling in der Regel minder bewertete als das australische, und so konnte ich dem Vertreter des Deutschen Reiches die Heimreise ermöglichen, die er über Amerika antrat. Wir sprachen über die Unzuverlässlichkeit der Zeitungsnachrichten. Nach ihnen hatten heftige Kämpfe zwischen Österreichern und Tschechen in Prag stattgefunden. „Alle Tschechen wurden niedergemacht." Die von Deutschland ausgewiesenen 80 japanischen Studenten seien ferner sehr schlecht behandelt worden.

In Sydney herrschte regnerisches Wetter, wodurch der Besuch der herrlich gelegenen Stadt wesentlich beeinträchtigt wurde. Ein vielgegliedertes Tal ist unter das Meer getaucht und in eine sich reich verästelnde Bucht verwandelt worden, in der die größten Schiffe tief in das Land gelangen können. Das ist Port Jackson. 10 Kilometer von der offenen See liegt Sydney; sein Kern befindet sich im Süden der Bucht; er ist erwachsen an einer kleinen Seitenbucht, Sydney Cove, von deren Ende führen vier lange Parallelstraßen landeinwärts. Sie sind für die heutige Zeit zu eng, und erscheinen wie enge Kanäle zwischen den beiderseitigen Häusern. Auf den Hügeln östlich von Sydney Cove erstreckt sich der Botanische Garten, und im Anschluß daran landeinwärts der Hyde Park. Ein Kranz öffentlicher Gebäude, Bibliothek, Parlament, Marienkirche und Museum, steht an dieser Gartenseite der Stadt. Auf dem westlichen Hügel erhebt sich das Observatorium. Die Sydney Cove ist heute noch der Haupthafen für den ozeanischen Verkehr, während der australische sich weiter nach Westen in den Darling-Hafen verzogen hat, wo Landungsbrücken, ähnlich wie in New York, entstanden sind. Stattlich sind auch die öffentlichen Gebäude im Innern der Stadt. Sie

erhält durch zahlreiche Türme und Kuppeln ein europäisches Gepräge. Europäisch ist auch die Ordnung in den Straßen und der Zustand des Pflasters. Weit steht Sydney ähnlich großen amerikanischen Städten in jeder Hinsicht voran. Es ist eine Weltstadt, welche an Größe und Geschäftigkeit die elegantere Hauptstadt Melbourne der Commonwealth übertrifft. Im weiten Bogen umgürten die Vororte die ältere Stadt, und greifen auch auf die Nordseite der Bucht über. Sie sind weitläufig angelegt, das Einzelhaus kommt wie in England zur Geltung. Anmutig gelegene Landhäuser verstreuen sich weithin über die Winkel auf beiden Seiten der herrlichen Bucht, deren äußerste Ausläufer einsamen Waldtälern gleichen. Der Hafen von Sydney ist ein Gegenstück zu dem von San Franzisko. Hier wie da eine herrliche große Bucht, beidemal durch Untertauchen von Tälern entstanden; aber die Täler sind verschieden, bei San Franzisko wechseln Längs- und Quertalstrecken, und eine solche führt als Goldenes Tor zum offenen Meere, bei Sydney war das Tal geschlängelt. In beiden Fällen kein leichter Weg in das Hinterland, aber hier wie da hat die Güte des Hafens den Verkehr an sich gelockt. Fester und sicherer jedoch ist der Boden von Sydney als der von Erdbeben häufig erschütterte von San Franzisko.

Auf den Hügeln im Südwesten der Stadt liegt die Universität, gleich der von Melbourne innerhalb eines Parkes mit grünen Rasenflächen, mit Teichen und schönen Baumgruppen. Das Hauptgebäude wieder in spätgotischem Stil, in seiner Gesamtheit imposant und in den Einzelheiten reizvoll; die große Halle geschmückt mit Glasbildern. Man konnte wiederum meinen, im alten England zu sein, Jahrhunderte zurück, und doch ist man im modernen Australien, allerdings

in ziemlich altem Hause; es zählt schon 60 Jahre. Ringsum die einzelnen Laboratorien, alles anziehend, behaglich und praktisch. In der Universität fanden die Sektionssitzungen der Assoziation statt, von denen eine weitergehendes Interesse beanspruchte, nämlich eine kombinierte Sitzung über antarktische Probleme. Zahlreiche Südpolarforscher waren zugegen. Sir Douglas Mawson, der erfolgreiche Leiter der australischen Expedition, Professor Edgeworth David, das wissenschaftliche Haupt von Shackletons Expedition, der Erreicher des magnetischen Südpols und Besteiger des Erebus Vulkans, Ferrar, der Geologe von Scotts erster Expedition, Rudmose Brown, verschiedene Teilnehmer von Scotts zweiter Expedition, Griffith Tailor, der Meteorologe Simson. Es hatten die Diskussionen kein greifbares Ergebnis. Man hörte zwar viele Reiseberichte und manche interessante Einzelheit, gelangte jedoch nicht zu einer Herausschälung der noch zu lösenden Probleme.

Auch die Universität Sydney plante die Ernennung einer Reihe von Doktoren anläßlich der Versammlung. Aber der plötzliche Tod ihres Präsidenten machte die feierliche Promotion unmöglich; der Krieg hätte sie nicht gehindert.

Zum Wochenende fanden wieder Exkursionen statt. Für mich stand von vornherein fest, daß ich mich der von Professor David nach Maitland anschließen werde. Man brach dahin schon am Abend des 21. August auf. Während der Eisenbahnfahrt verwickelte mich eine amerikanische Teilnehmerin in ein Gespräch über den Krieg. Sie wußte von dessen Ursachen nur nach australischen Zeitungen und frug mich nach meiner Meinung. Ich hob zunächst hervor, daß nicht Deutschland, sondern Rußland der Störenfried in Europa sei. Deutschland

habe seit 1871 Frieden gehalten; Rußland aber habe durch seine Balkanpolitik stetige Beunruhigung hervorgerufen. Ich erinnerte an den Krieg von 1878 und betonte, wie seit dem japanischen Kriege Rußland auf der Balkanhalbinsel geschürt, in Österreich gewühlt und Deutschland an seinen Grenzen schikaniert habe. Unseliges Rachegefühl habe das republikanische Frankreich in die Arme des autokratischen Rußland getrieben, und es hole diesem nun die Kastanien aus dem Feuer. Belgien sei längst auf die Seite Frankreichs getreten, indem es seine Befestigungen an der Maaslinie an die Grenzbefestigungen gegen Deutschland unmittelbar angeschlossen habe, so daß eine einheitliche große Befestigungslinie entstanden sei, hinter welcher beide Länder gegeneinander geöffnet seien. Die Verletzung der Neutralität Belgiens könnte daher schwerlich als der wahre Grund für den Krieg von England gegen Deutschland gelten. Man dürfe nie vergessen, daß der Weltkrieg entfacht worden sei, weil bei der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Serben die Hand im Spiele gehabt hätten. Englands Teilnahme am Kriege erwachse offenbar aus dem Wunsche, seinen mächtigen Rivalen auf wirtschaftlichem Gebiete bei passender Gelegenheit niederzuringen. Die Verbündeten verfolgten ein rein politisches Ziel, Deutschland zu entkräften, und kein ideales; daß sie gegen den Militarismus und für Freiheit kämpften, sei leere Redensart. Nirgends sei in Europa der Militarismus größer und die Freiheit geringer als gerade auf ihrer Seite in Rußland. Ich erinnerte daran, wie sehr Finnland unterdrückt werde. Daß kein sittlicher Gedanke die Alliierten beherrsche, ginge deutlich daraus hervor, daß auch Japan in den Krieg gezogen werde. Dadurch würde eine außereuropäische Macht in europäische

Wirren verwickelt, woraus sich unabsehbare Folgen für die europäische Kultur ergeben würden. Die kulturell richtige Gruppierung der Mächte in Europa sei: die Westmächte auf der einen Seite und Rußland auf der andern. Die jetzige Koalition sei eine unnatürliche und werde sich auf die Dauer nicht halten können. Deutschlands Stärke aber sei viel größer als man sich denke; Deutschland werde, wenn auch vielleicht nach langen Kämpfen, schließlich siegreich sein, und England werde seine Weltherrschaft verlieren.

Ich habe dieselben Ansichten ein andres Mal in London in einer Debatte mit einer hochgebildeten Engländerin entwickelt, die mit großer Entschiedenheit den englischen Standpunkt verteidigte, und wenn auch die auf beiden Seiten temperamentvoll geführte Diskussion zu keinem Ergebnis führte, so erinnere ich mich an sie doch mit Vergnügen. Die Amerikanerin hatte nur wenig Kenntnis von der Geographie von Europa und geringes Verständnis für die Fragen europäischer Politik. Für sie waren alle Menschen Brüder. Daß hohe Kultur sich auf Kosten einer niedrigen ausdehnen müsse, wollte sie nicht recht zugeben; denn, so meinte sie, damit könnte Kultur zugrunde gehen, die man nicht ausreichend kenne. Sie schwang eine Lanze für die Japaner gegenüber europäischer Kultur, für die Schwarzen in Afrika gegen deren Unterdrückung durch die Weißen. Ich war froh, als ich bei einem Aufenthalt des Zuges an der Außenseite des Abteils den Zettel „Engaged" entdeckte, und in ein andres Abteil flüchten konnte, indem ich scherzend sagte, daß der Zettel zu Mißverständnissen Veranlassung geben könnte. Man konnte ja richtig übersetzen „Reserviert" oder — „Verlobt". Ich habe später gehört, daß die Kollegin von unserm Gespräche weiter erzählt hat. Wenn sie dabei

meine Anschauungen so wiedergegeben hat, wie sie sie verstanden hat, ist es nicht gut gewesen.

Der Ausflug nach Maitland war sehr genußreich. Dort hat 1886 Professor David bei der geologischen Aufnahme von Neusüdwales ein Kohlenflöz entdeckt, das seither in lebhafte Ausbeute genommen worden ist; infolgedessen hat sich zum altbekannten Kohlengebiete von Newcastle in Neusüdwales ein neues weiter aufwärts am Hunterflusse gesellt, das Gretafeld. Viel Interessantes bietet dessen geologischer Aufbau. Ganz besonders eindrucksvoll war mir aber zu sehen, wie infolge einer wissenschaftlichen Entdeckung neue Orte entstanden und ältere zu großem Aufschwung gekommen waren. 36 000 Menschen leben jetzt in einem Gebiete, das vor 30 Jahren nutzloses Waldland gewesen ist. Erfreulicherweise wird auch allenthalben auf das dankbarste empfunden, was die Gegend der Geologie schuldet. Auf den Bergwerken wurden wir freundlich begrüßt und gastlich aufgenommen. Wir erhielten schöne Fundstücke als Geschenke. Auch in einer Klosterschule machten wir Halt und wurden bewirtet. Es war ein reizendes Bild, als uns die Nonnen Kaffee oder Tee anboten, und wie sie dann umringt von den Schulmädchen mit uns zu einer benachbarten Grube gingen, wo wiederum Spuren der uralten Eiszeit der Erde zu sehen waren. Es störte sie nicht im mindesten, wie da von Jahrmillionen gesprochen wurde. Als ich mich von der Oberin dankbar empfahl, und sie hörte, daß ich aus Deutschland käme, sagte sie zu mir, daß ich eine gefährliche Heimreise hätte. Sie wolle für mich beten, daß sie glücklich verlaufe.

In Maitland war abends Empfang durch die dortige wissenschaftliche Gesellschaft. Man traf sich in einer Halle, die eine Kirchengemeinde für gesellige Zwecke

besitzt. Die einzelnen Familien hatten Tischchen aufgestellt und mit Blumen geschmückt. Dort boten die Frauen Tee und selbstgebackene Süßigkeiten. Die einzelnen Mitglieder der Exkursion waren bald an diesem, bald an jenem Tische, während eine Kapelle von jungen Damen der Stadt unermüdlich spielte. Da konnte ich einem deutschen Bauern die Hand drücken, der seit drei Jahrzehnten in den Bergen nordöstlich Maitland Obst baut, und sein Schwäbisch darüber nicht vergessen hat. Da kam ein Australier zu mir, und erinnerte sich seiner deutschen Abkunft. Noch sprach er Deutsch, das er gelegentlich in der Stadt unterrichtete. Professor David begrüßte die Versammlung in einer Ansprache, bei der er der Segnungen des Friedens gedachte, und rief dann nach englischem Gebrauch einzelne Redner auf, zuletzt mich. Er löste Händeklatschen aus, als er betonte, daß ich aus Berlin käme und der dortigen großen Universität angehöre. Ich sprach über die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Gegend, die eine Reise von Europa lohne, sowie von der veredelnden Bedeutung der Wissenschaft für Volk und Staat, und traf damit sichtlich Empfindungen, die bei den Anwesenden lebendig waren. Im Hause eines Bergwerkdirektors, dessen Wiege gleich der von Professor David in Wales gestanden, fand ich gleich demselben gastliche Aufnahme, und hätte ich nicht Englisch sprechen müssen, so hätte ich ganz das Gefühl haben können, im Heim eines deutschen Bergmannes zu sein.

Die Zeit ließ zu, an die Exkursion nach Maitland eine Strandwanderung von Newcastle zu knüpfen. Hier sind bereits im 18. Jahrhundert Kohlen entdeckt worden. Professor David zeigte uns die Lagerung und Verwitterung der Schichten, er erläuterte uns die Lage des wichtigen Kohlenhafens, und wir bewunderten

die gewaltige Wirkung der Brandung draußen am Kliff. Ich konnte durch die Kamera festhalten, was David beschrieben und abgebildet hat. Aber als ich Tags darauf bei einer Rundfahrt durch den Hafen von Sydney dem Beispiel andrer folgte und einen Buchtwinkel photographieren wollte, wurde mir in sehr entschiedener Weise von einem Offizier in Zivil bedeutet, daß dies nicht zulässig sei. Ich hörte hinterher, daß den Teilnehmern an der Hafenfahrt mitgeteilt worden war, nicht zu photographieren; mir war nichts gesagt worden, und keiner meiner Gefährten hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Erfreulicherweise konnte ich bei einem Photographen eine große Zahl ausgezeichneter Bilder von der wundervollen Bucht mit ihren Verzweigungen erwerben. Natürlich bot die Rundfahrt keine Gelegenheit, in militärische Dinge Einblick zu nehmen, und man hätte sich nicht überzeugen können, ob die australischen Kreuzer „Melbourne" und „Australia" wirklich an demselben Tage, wie in Sydney erzählt wurde, in stark beschädigtem Zustande mit Verwundeten an Bord im Hafen angelangt seien.

Am 26. August trat die Assoziation die Fahrt nach ihrem letzten Versammlungsorte, nach Brisbane, an. Die Vorbereitungen waren wieder die besten. Im Schlafwagen fuhren die Teilnehmer während der Nacht bis an die Grenze von Neusüdwales. Das Abendessen wurde in Singleton etwas oberhalb Maitland eingenommen. Man ging vom Bahnhof in einen gegenüber befindlichen Saal und aß da an langen Tafeln auf Holzbänken sitzend. Der Bürgermeister begrüßte die erste Reiseabteilung, und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß er einen solchen „Haufen von Fremden" sehe. Am nächsten Morgen stieg man auf die schmal-

spurige Bahn von Queensland um. Eine Zeitlang ging es noch auf den Hochflächen an der Wasserscheide weiter, dann fuhr man steil herab zur Küste. Hier liegt Brisbane an der Stelle, wo der Fluß gleichen Namens den Meeresspiegel erreicht, und der Hafen erstreckt sich in einem untergetauchten Mäandertal. Die Stadt selbst breitet sich in australischer Weitläufigkeit über eine breite Terrassenfläche aus, und erklimmt die letzten Ausläufer der umliegenden Höhen. Ihre Häuser nehmen hier den Kampf mit den Termiten auf, und sind deswegen auf hohe Pfähle gestellt, aber im Innern der Stadt sind sie solid fundiert, und in den Hauptstraßen findet man auch hier einzelne ansehnliche und zum Teil wirklich schöne Gebäude. Auch Brisbane hat seinen botanischen Garten, der sich in einer Schlinge des Brisbaneflusses dicht oberhalb des Hafens erstreckt. Reihen hoher Palmen und viele andre Gewächse künden die Nähe der Tropen. In einer Umfriedigung hüpfen Känguruhs und laufen Emus, die beiden Wappentiere von Australien.

Der Empfang war ebenso herzlich wie allenthalben sonst in Australien. Aber unverkennbar lastete schon der Druck des Krieges auf den Menschen. Bei einem Mahl, das der Senat der Universität einer Anzahl von Teilnehmern der Versammlung gab, sagte mir der Erziehungsminister, daß alles unter dem unglücklichen Kriege leide. Ich sah auch deutsche Opfer des Krieges im Hafen. Dicht beim botanischen Garten lagen drei deutsche Schiffe — ich las die Namen „Cannstatt“ und „Prinz Sigismund“ — welche nach Kriegsausbruch in Brisbane eingelaufen waren. Noch war nicht entschieden, ob sie gute Prise seien, aber sie waren festgehalten. Ihre Offiziere erfreuten sich noch einer gewissen Bewegungsfreiheit; ich fand ihre Namen

im Fremdenbuch auf dem Onetree-Hügel unweit der Stadt.

In Brisbane ging die Versammlung der Britischen Assoziation zu Ende. Wie in Adelaide fanden keine Sektionssitzungen mehr statt, sondern nur einige allgemeine Vorträge mehr populären Charakters. Aber wieder wurden zahlreiche Exkursionen veranstaltet. Ich schloß mich den geologischen an. Richards, der junge Geologe der neubegründeten Universität, brachte uns zu den Glashausbergen nördlich der Stadt. Pfeilerartig erheben sie sich aus der mit dichtem Wald bedeckten Küstenebene; einige von ihnen sind bisher nur selten und unter Überwindung von Schwierigkeiten erklommen worden. Wir erstiegen den Ngun-Ngun, und ließen von dessen Gipfel unsre Blicke schweifen auf der einen Seite bis zum Meere, auf der andern bis zu den waldigen Höhen im Westen, und lugten hinunter in den hochstämmigen Wald. Hier und da waren in ihm kleine Flächen gerodet und der Ananaskultur gewidmet worden. Bis nach Einbruch der Dunkelheit waren wir unterwegs, und die Rückkehr zur Bahn bei Mondschein durch des Waldes Dunkel war sehr stimmungsvoll. Der Wald, der tagsüber so still gewesen, wurde lebendig, man hörte Vögel singen, lachen und kreischen. Tags darauf wurde in der näheren Umgebung von Brisbane gewandert. Noch reicht der Wald auf den Höhen dicht an die Stadt, und ist in einen Park verwandelt, in dem am Sonntag zahlreiche Spaziergänger wanderten. Auf dem Onetree-Hügel wurde eine kleine Rast gemacht, und Erfrischung eingenommen. Die Frau, die sie vertrieb, war eine Deutsche, die bei aller Schlagfertigkeit der Zunge doch ihre Muttersprache beinah vergessen hatte.

5 Pläne für Rückfahrt. In Queensland

So gastfreundlich man gegen uns während der Versammlungen und Exkursionen der Britischen Assoziation in Australien gewesen, so war doch kein Zweifel darüber, daß wir nach Schluß Australien sofort zu verlassen hätten. Auch konnte ich mich nicht entschließen, noch an einem längeren Ausfluge nach Tasmanien teilzunehmen, obwohl der Gouverneur mich in der liebenswürdigsten Weise eingeladen hatte, während des geplanten Aufenthaltes in Horbart bei ihm zu wohnen. Alle weiteren Aufgaben und Ziele, die sich der Einzelne auf ethnographischem oder geographischem Gebiete anfänglich gestellt hatte, mußten aufgegeben werden. Keiner von uns konnte seitens eines britischen Instituts einen Auftrag für weitere wissenschaftliche Betätigung in Australien annehmen, wie es ein junger österreichischer Botaniker polnischer Nationalität tat. Keiner von uns hätte aber auch die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Betätigung entgegenstellten, so leicht wegräumen können, wie er. Als ich ihn unmittelbar vor Ausbruch des Krieges kennen lernte, erzählte er mir, daß er von Zakopane, vom Nordfuße der Hohen Tatra käme. Als wir uns das letztemal in Melbourne sahen, hoffte er auf gut Wiedersehen unter besseren Verhältnissen, nicht wieder als Feinde; denn er hatte sich mittlerweile daran erinnert, daß seine Großmutter in Russisch Polen geboren sei, und fühlte sich nunmehr als Russe.

Für die Heimreise standen verschiedene Wege offen. Man konnte trachten, tunlichst rasch neutrales Land, Niederländisch Ostindien oder Nordamerika zu erreichen.

Dahin fuhren auch neutrale Schiffe. Aber es war die Frage, wie sich die Rückkehr aus diesen neutralen Ländern gestalten würde, und ob sich da nicht Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Die holländischen Dampferagenturen sahen solche voraus und nahmen keine deutschen Passagiere über Java nach Europa an. Mir lag daran, so rasch als möglich heimzukehren, und ich beschloß bereits in Melbourne, die Orientlinie wieder zu benutzen; ihr Dampfer „Orvieto" würde mich fahrplanmäßig in vier Wochen von Australien nach Neapel bringen. Anfang Oktober hätte ich wieder daheim sein können. Zahlreiche Mitglieder der Britischen Assoziation wollten auf demselben Schiff reisen. Ich hätte mich daher auf ihm in einer Gesellschaft befunden, die bei Kriegsausbruch so friedlich und in Australien so gastlich gewesen war. Auch war die Möglichkeit, für den Fall, daß Italien in irgendwelcher Weise in den Krieg verwickelt worden wäre, weiter nach England zu reisen, von wo der Weg nach Holland oder einem skandinavischen Lande wohl nicht leicht verschlossen gewesen wäre.

Als ich mich in Melbourne auf dem „Orvieto" buchen lassen wollte, war der Dampfer von der Admiralität für Truppentransporte in Anspruch genommen worden, und ich war infolgedessen auf einen früheren oder späteren Dampfer der Peninsular and Oriental Linie angewiesen, welche abwechselnd mit der Orientlinie den allwöchentlichen Verkehr zwischen Australien und Europa aufrecht erhält. Die heimreisenden Briten entschieden sich größtenteils für die „Morea", die acht Tage nach dem „Orvieto" fahren sollte. Ich folgte ihrem Beispiel, obwohl die Dampfer der Peninsular and Oriental Linie Neapel nicht anlaufen. Aber sie stehen in Port Said mit den kleinen und schnellen Dampfern in Verbindung, welche die

ostindische Überlandpost nach Brindisi bringen. Allerdings konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob diese letzteren Dampfer auch während des Krieges verkehren. Nach dem raschen Fortschreiten der deutschen Truppen in Frankreich war zu gewärtigen, daß die ostindische Überlandpost den Weg durch Frankreich bald aufgeben würde. Aber einen Tag nach der „Morea" war in Port Said der holländische Dampfer „Königin Emma" fällig, der nach Genua ging. So schienen die verschiedensten Rückzugslinien offen, und ich konnte damit rechnen, Mitte Oktober bereits in Berlin zu sein, früher, als auf irgend einer andern Route.

Das Verlassen von Australien ohne Genehmigung der Regierung war für einen Deutschen ausgeschlossen. Die Dampfergesellschaften nahmen keine Buchung ohne ausdrückliche Erlaubnis vor. Ich mußte daher, da das in Aussicht gestellte Geleitschreiben noch nicht in meinen Händen war, mich um eine Erlaubnis seitens der Regierung bemühen und ging auf das Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Melbourne. Minister Glynn war selbst nicht zugegen; sein Vertreter telephonierte in entgegenkommender Weise sofort an die Dampfergesellschaft, daß ich gebucht werden könnte und meinte, daß es ganz unnötig sei, mich noch mit den militärischen Behörden ins Einvernehmen zu setzen, was seitens der Dampferagentur erwartet wurde. Er frug mich genauer — des Geleitschreibens wegen — welchen Weg ich einschlagen wollte. Ich sagte, am liebsten über Italien, und falls die Landung dort nicht möglich, über London. Ich legte ferner ein Wort zugunsten der beiden jüngeren deutschen Gäste der Assoziation ein, denen man von vornherein keine Geleitschreiben in Aussicht gestellt hatte. Ich hörte, daß die Bedenken gegen ihre Abreise noch nicht

überwunden seien. Aber die Regierung werde ihretwegen alles Erreichbare tun. Falls sie jedoch in Australien zurückgehalten werden sollten, würde man sie nicht zu Erntearbeiten heranziehen, wie man es in Deutschland mit den dort zurückgehaltenen Engländern vorhabe. So etwas hatten die Zeitungen geschrieben. Ich bemerkte, daß ich auch australische Zeitungen lese und mich oft darüber wunderte, daß die Nachrichten von heute denen von gestern gänzlich widersprächen: Einen Tag hätte ich gelesen, daß das deutsche Kanonenboot „Panther" vor der marokkanischen Küste von einem französischen Kriegsschiff versenkt worden sei, während Tags darauf berichtet wurde, daß es im Mittelmeer erfolgreich die französischen Truppentransporte belästige. Der Beamte verstand die Kritik seiner Bemerkung und meinte, nicht bloß in Australien könne man den Zeitungen nicht alles glauben; schlimmer stünde es noch in Amerika, und erzählte ein drastisches Beispiel aus der Zeit des Harrimanschen Eisenbahnkonfliktes. Minder gut ist mit ihm ein junger deutscher Arzt ausgekommen, der unmittelbar nach Ausbruch des Krieges in Sydney gelandet war. Es war ihm die Weiterreise verweigert worden, und er war nach Melbourne gekommen, um zu bitten, daß man ihm wenigstens gestatten möchte, nach Nordamerika zurückzukehren, damit er sich dort betätigen könne. Er wollte sein Ehrenwort geben, während der Dauer des Krieges nicht nach Deutschland zurückzukehren. „Seitdem Deutschland die Neutralität Belgiens gebrochen hat, gibt es kein deutsches Ehrenwort mehr," war die Antwort. Der junge Arzt hat es seither erfreulicherweise doch möglich gemacht, aus Australien in beinahe abenteuerlicher Weise zu entkommen, und wirkt nunmehr, wie er gewünscht, als Arzt in San Franzisko.

In Sydney erhielt ich das Geleitschreiben der australischen Regierung. Es lautete wie folgt:

Department der auswärtigen Angelegenheiten
Melbourne, 20. August 1914.

Die Regierung der Commonwealth von Australien ersucht, daß sicheres Geleit und Erleichterung der Schiffahrt dem Professor Albrecht Penck, Professor der Universität Berlin, gewährt werden möchte, welcher als Gast der Regierung der Commonwealth nach Australien gekommen ist, um den Versammlungen der Britischen Assoziation zur Förderung der Wissenschaften beizuwohnen, und welcher wünscht, nach London zurückzukehren.

V. U. U. Glynn,
Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten.

Mich erfüllte das Schreiben mit froher Zuversicht; denn es schien mir die sichere Heimkehr nach Hause zu gewährleisten. Aber ein Kollege wurde, als er es las, sehr ernsthaft und meinte: „Wenn Sie nur nicht in einer Falle sind und man Sie nötigt, nach London zu reisen."

„Nun, dann wird die englische Regierung dem Verlangen der australischen nachkommen und mir freies Geleit und Erleichterung der Schiffahrt nach Holland oder Skandinavien geben."

„Die australische Regierung sagt ausdrücklich, daß Sie nach London reisen, bis dahin erstreckt sich das von ihr verlangte sichere Geleit und die Erleichterung der Schiffahrt — was später geschieht, ist nicht ihre Sache, sondern Sache der Engländer."

Ich legte auf diese Äußerung kein Gewicht und beachtete auch nicht weiter, als ein Freund, mit dem ich in Australien viel zusammengekommen, mir in

Sydney, als er vor Schluß der Versammlung der Assoziation die Heimreise antrat, sehr ernsthaft sagte: „Ich rate Ihnen, mit mir zu gehen;“ denn er fügte dem keinerlei Begründung hinzu.

Programmäßig war die Versammlung am 30. August in Brisbane zu Ende. Hier wurde ich zum erstenmal gewahr, daß nicht alle Mitglieder mehr so friedlich gesinnt waren, wie auf der Fahrt von West- nach Südaustralien. Eines Morgens begegnete ich meinen Tischnachbarn auf dem Wege zum Badezimmer. Er begrüßte mich und sagte mir: „Wenn die Völker kämpfen, sollen die Gelehrten nicht lächeln.“ Da mir der Sinn dieser Worte sichtlich nicht ohne weiteres klar wurde, fuhr er fort: „Unsre Wege müssen sich während des Krieges trennen. Nach dem Kriege lassen Sie uns wieder gut Freund sein.“ Und dann saß der Herr, der mir Abends zuvor noch gesagt hatte, wie gastlich er im Hause der Eltern meines Schwiegersohnes aufgenommen worden war, auf meinem Platze und hinderte mich, ihn einzunehmen. Es schoß mir durch den Kopf, ob ich angesichts dieses Vorkommnisses nicht doch am besten täte, mit einem in den nächsten Tagen fälligen britischen Dampfer nach Java zu gehen. Aber ich erinnerte mich, daß der Kollege nicht auf der „Morea“ heimreisen wollte, und vor individuellen Äußerungen war ich weder auf dem einen, noch auf dem andern Schiff sicher. Auch der Präsident hatte in Brisbane seinen friedensfreundlichen Standpunkt aufgegeben. Wie dortige Zeitungen berichteten, war er in einem Vortrage neuerlich für den Frieden eingetreten. Die Menge war aber eisigkalt und schweigend geblieben. Nach einer Pause habe er dann fortgefahren: „Aber dieser Krieg ist gerecht,“ und nun sei lauter Beifall erfolgt. Heute gehört der Präsident zu jenen

britischen Gelehrten, welche an den Herausgeber der „Times“ von Zeit zu Zeit deutschfeindliche Briefe richten; so noch am 3. Februar.

Der Präsident hat mit mir in Brisbane einmal über die politische Lage gesprochen, ehe mir sein Abschwenken auf die Seite der Kriegsfreunde bekannt war. Er sagte mir, daß England nicht das deutsche Volk bekämpfe, dieses vielmehr nach wie vor schätze, aber einschreite gegen eine Gruppe gewissenloser Leute, die Deutschland in einen unverantwortlichen Krieg getrieben hätten: bekämpft werde der Militarismus. Ich entgegnete, daß es unserm deutschen Nationalempfinden entspricht, wenn jeder Bürger, der die Segnungen des Friedens genießt, sich auch vorbereitet, für den Staat zu kämpfen. Das Heerwesen sei bei uns eine volkstümliche Einrichtung, und man gäbe sich einer großen Illusion hin, wenn man glaube, daß zwischen Volk und Heer ein Unterschied zu machen sei. Der Präsident meinte, ob wir nicht im letzten Winter einen Konflikt zwischen Militär- und Zivilbehörden in einer kleinen Stadt gehabt hätten.

„Gewiß, es war ein Konflikt in Zabern. Ist es aber in England ausgeschlossen, daß einmal zwei verschiedene Zweige der Regierung aneinander geraten? Erleben wir es nicht gerade jetzt, daß die australischen Zivilbehörden die beiden jungen deutschen Teilnehmer an der Versammlung sichtlich gern ziehen lassen würden, während das Militär offenbar dagegen ist. Einen einzelnen Fall darf man nicht verallgemeinern. Ich kann nur sagen, daß sich die ganze deutsche Nation einig fühlt mit ihrer Regierung, wenn es sich um die Verteidigung des Vaterlandes handelt; jeder Deutsche empfindet, daß der Krieg uns aufgenötigt ist.“

„Aber werden nicht die Bayern die Gelegenheit

ergreifen, sich von den Preußen unabhängig zu machen, und werden sich nicht andre Schwierigkeiten durch die starke sozialdemokratische Partei im Innern ergeben?"

„Preußen und Bayern," entgegnete ich, „verhalten sich wie England und Schottland: als Glieder eines Ganzen, und die Sozialdemokratie wird im Falle eines Krieges sich als eine deutsche Partei erweisen." Ich gab dieser meiner immer gehegten Überzeugung Ausdruck, obwohl ich in den Zeitungen gelesen hatte, daß der Abgeordnete Liebknecht und der „Herr Rosa aus Luxemburg" standrechtlich erschossen worden seien. Nun kam der Präsident auf die grausame Art der deutschen Kriegführung in Belgien zu reden, auf das Ermorden von Frauen und Kindern, das Erschießen friedlicher Bürger, das Niederbrennen von Löwen. Das alles erfülle den Engländer mit tiefem Abscheu.

„Ich muß mich hierüber des Urteils solange enthalten, als ich die deutschen Nachrichten darüber nicht kenne," meinte ich, und fügte hinzu, daß es deutscher Art nicht entspräche, Wehrlose zu töten und Städte zu zerstören: Wenn so etwas geschehen sein sollte, so müßten böse Dinge vorausgegangen sein.

Mehrfach habe ich mich in gleichem Sinne auch später geäußert. Meine gute Kenntnis des deutschen Volkes erlaubte mir, dies zu sagen. Aber ich gestehe, daß derjenige, welcher die Sachlage nur nach Zeitungsnachrichten beurteilte, und das glaubte, was er schwarz auf weiß gedruckt sah, zu solchen Ansichten kommen mußte. Die Niederbrennung eines Teiles von Löwen war hinausposaunt worden als ein Akt unerhörter Barbarei, der namentlich auch das alte Rathaus und die ganze Universität zum Opfer gefallen sei. Erst nach Monaten habe ich in einer englischen Zeitung die Feststellung des Tatbestandes gelesen, wie die Be-

wohner von Löwen gegen unsre Truppen gekämpft, daß sie Maschinengewehre auf einen Kirchturm nahe am Bahnhofe aufgestellt hatten. Aber bis dahin hatte die gefärbte Darstellung gewirkt, und die Nachrichten über Löwen haben manchen Engländer in seiner bisherigen Freundschaft für Deutschland schwer erschüttert.

Zwischen Schluß der Versammlung und Abfahrt der „Morea" standen mir sechs Tage zur Verfügung, wenn ich das Schiff in Sydney besteigen wollte, und elf, wenn ich es in Adelaide erreichte. Ich entschied mich für letzteres, um nochmals die bereits gesehenen Strecken zu durchfliegen und da und dort Halt zu machen. Vorher aber bot die Einladung der Mount Morgan Goldbergbaugesellschaft noch Gelegenheit, mit einigen Gästen der Assoziation einen Abstecher in das nördliche Queensland zu machen. Ein eigener Wagen auf der Eisenbahn stand dafür zur Verfügung, trotzdem wir nur sechs Teilnehmer waren. Die Fahrt war langsam und bot nur stellenweise Ausblicke auf die Küste. Hier stellten sich allmählich Mangrovesümpfe ein, und dichte, immer grüne Vegetation begleitete die kleinen Bäche landeinwärts. Dazwischen reichte der einförmige Eucalyptuswald auf höherem Gelände bis ans Meer.

Die Einwohner von Rockhampton, wo wir unsern nördlichsten Punkt erreichten und bis in die Tropen gelangten, waren etwas enttäuscht über unsre geringe Zahl und das Fehlen eines Engländers unter uns. Wir waren ein Amerikaner und die Amerikanerin, ein Kanadier, ein Däne, ein Schwede und ein Deutscher. Aber diese kleine Zahl konnte bequem im Carlton House zu Mount Morgan untergebracht werden, wohin wir nach zwei weiteren Stunden Eisenbahnfahrt gelangten. Abends sahen wir noch die Verhüttung der Erze.

Das Kupfer wird ihnen an Ort und Stelle entzogen, das Gold jedoch vom Kupfer erst anderswo getrennt. Am nächsten Morgen sahen wir die Arbeiten über Tage. Der Morganberg ist verschwunden, und statt seiner öffnet sich eine tiefe Grube, aus der das Erz im Laufe von zwei Jahrzehnten ausgeräumt worden ist. Das Land ringsumher ist kahl; der Pflanzenwuchs ist ertötet durch die Dämpfe schwefliger Säure, welche bei der Verhüttung entweichen. Nur Cycasarten mit ihren Palmenwedeln widerstehen ihnen. Die Bergwerkstadt liegt daher in ähnlich öder Umgebung wie Kalgoorlie, obwohl es an Regen nicht fehlt. Auch hier wurden Soldaten gedrillt. Ich sah dem Einexerzieren eines kleinen Häuflein eine Zeitlang zu: Es herrschte kein Kasernenhofton — in liebevoller Ausführlichkeit wurde den Rekruten auseinandergesetzt, was sie zu tun hätten.

Der unterirdische Bergbau, der heute in Mount Morgan unter Leitung eines Amerikaners betrieben wird, interessierte mich nicht, und dankbar begrüßte ich die Einladung eines der Direktoren, ihn zu seinem in der Nähe befindlichen Landgut Gracemere zu begleiten. Es liegt am Fuße der Höhe von Mount Morgan in der Küstenebene und umfaßt hier 2800 Hektar. Vor Jahren hat hier Colin Archer gehaust, der berühmte norwegische Schiffbauer, der Nansens „Fram" erbaute, ein Onkel des heutigen Besitzers. Im geräumigen, noch mit Schindeln gedeckten Hause sieht man da und dort norwegischen Einfluß in den Holzschnitzereien an den Wänden. Die Frau des Hauses ist deutscher Abkunft, hat aber infolge des frühen Todes ihrer Eltern nie Fühlung mit deren Heimat gehabt. Sie pflegt den Blumengarten, in welchem sie Bougainvilleen von seltener Farbenpracht züchtet, in welchem Apfelsinen

reiften und Palmen ihre Wedel schwangen, und an den ein kleiner See mit Scharen tropischer Vögel anstößt. Am Nachmittage machten wir noch einen Ausflug zu einer benachbarten Milchfarm. Dort bewunderten wir den Stolz unsres Wirtes, seine prachtvollen Zuchtstiere, mit denen er eine neue Rasse, Torsdale Stud, aufbringt. Wir sahen auch, wie elektrisch gemolken wurde. Die unablässig Fragen stellende Amerikanerin erkundigte sich nach manchen Intimitäten der rationellen Viehzucht und erhielt in der delikatesten Weise die gewünschten Auskünfte seitens unsres liebenswürdigen Führers. Stolz erzählte er mir, daß zu Gracemere auch 8400 Hektar an der Küste gehörten, und daß er im Verein mit seinem Bruder im Innern 84 000 Hektar gepachtet hätte. Die beiden Brüder bewirtschaften also eine Fläche so groß wie ganz Schwarzburg-Rudolstadt; etwa 15 500 Stück Vieh weiden darauf. Davon dient nur ein kleiner Teil der Milchwirtschaft. Der bei weitem größere Teil wird zu Fleisch verarbeitet und exportiert. Das geschieht in Rockhampton im Fleischwerk Lakes Creek. Dort können täglich 300 Stück Rindvieh geschlachtet und verpackt werden. Es geht zu wie in den großen Fleischwerken von Chicago. Alle zwei Minuten wird ein Stück Vieh herangetrieben, durch einen Schlag auf den Kopf getötet, mit den Füßen aufgehängt, aufgeschnitten, enthäutet, zerlegt, und nach etwa einer Viertelstunde werden seine einzelnen Teile in die Kühlräume getragen. Die großen Stücke werden eingenäht und in den Kühlräumen der Dampfer, die unmittelbar neben der Fabrik anlegen, nach England transportiert; das kleinere Material wird zu Fleischkonserven verarbeitet. Als ich die Fabrik besuchte, war Winter, und ich fand den Fleischgeruch durchdringend — wie mag es nun sein,

wenn die Tropensonne des Sommers auf die Wellblechdächer herabbrennt, und unten die Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen Büchsen herstellen, das Fleisch zerlegen und in die Büchsen packen!

Ähnliche Einrichtungen befinden sich auch unterhalb von Brisbane. Zwei Herren von Rockhampton hatten die Freundlichkeit, dem schwedischen Kollegen und mir das Fleischwerk und ihre Stadt zu zeigen. Sie ist die einzige in den Tropen gelegene Siedlung mit rein weißer Bevölkerung. Die eingeborenen Australier sind längst aus der Umgebung verschwunden und haben keinen Einschlag im Blute hinterlassen; an sie mahnen lediglich die Bumerangs, die man in den Raritätenläden sieht.

6 Rückreise durch Australien

Wir unterschätzen in der Regel die Größe des Festlandes Australien. Es erscheint auf den Karten unsrer Atlanten gewöhnlich so wie eine recht große Insel, und wenn wir auch im Kopfe haben, daß es drei Viertel der Fläche Europas umfaßt, so vergegenwärtigen wir uns doch meist nicht, wie groß die dortigen Entfernungen sind. Legen wir zwei Karten von Europa und von Australien in gleichem Maßstabe übereinander, so finden wir, daß Perth die Lage von Lissabon, Adelaide die von Neapel, Melbourne die von Patras, Sydney die von Konstantinopel hat; Rockhampton aber fällt tief in das Innere von Rußland, etwa in die Gegend von Kiew. Die Fahrt von Rockhampton nach Perth würde daher einer Reise von Kiew über Konstantinopel, Athen und Neapel nach Lissabon entsprechen. Davon wollte ich das Stück von Rockhampton bis Adelaide

mit der Bahn zurücklegen, entsprechend dem Wege von Kiew über Konstantinopel und Athen bis Neapel, also im ganzen 3519 Kilometer. Dazu gesellte sich die Seefahrt von Adelaide nach Perth in der Länge von 2537 Kilometer.

In achtzehnstündiger Eisenbahnfahrt ging es von Rockhampton nach Brisbane zurück und in weiteren vierundzwanzig Stunden von dort nach Sydney. Es war

mir wertvoll, den Steilabfall des Binnenlandes gegen Brisbane hin nochmals zu sehen, den australische Geologen auf eine große Verwerfung zurückführen: schien es mir doch nach den flüchtigen Wahrnehmungen bei der Herfahrt, daß es sich um eine bloße Schichtstufe handle, die bei der Abtragung des Landes entstanden ist. Diesen ersten Eindruck fand ich neuerlich bestätigt. Der Steilrand von Toowoomba kann verglichen werden mit der steilen Umrahmung eines enormen Wildbach-

sammelkessels. Mühsam in vielen Windungen erreicht die Eisenbahn seine Höhe. Von hier ist ein überwältigender Ausblick auf das Waldland in der Tiefe. Als ich aufmerksam auslugte, und mir auch dann und wann etwas notierte, flüsterte mir ein Mitreisender im Vorübergehen auf englisch zu: „Spion". Darüber lachte ich ebenso wie später über seine Anrede an die Jungen bei einer Eisenbahnstation, die er befrug, warum sie sich nicht den Freiwilligen anschlössen, um gegen Deutschland zu kämpfen. Unter den Mitfahrenden waren einige, welche auf dem Lloyddampfer „Roon" nach Australien aufgebrochen, durch ihn aber nach Java gebracht worden waren. Sie rühmten ganz außerordentlich die taktvolle Haltung des Kapitäns, welcher jedwelcher nationalen Demonstrationen bei Kriegsausbruch zu steuern wußte. Er gab allerdings seinen Passagieren erst spät davon Kenntnis, nachdem er längst den richtigen Kurs auf Australien verlassen und ostwärts gedampft war.

Über das Gewirre der Buchten zwischen Newcastle und Sydney konnte ich während der Fahrt ebensowenig Klarheit erhalten, wie bei meiner ersten Tagesfahrt durch das Gebiet bei Rückkehr von Maitland. Es geht bald an Buchten entlang, hier und da auf ebenem Gelände, oft aber auch auf Dämmen, durch deren Last der Boden der Bucht aufgepreßt worden ist, dann wieder durch Tunnels hindurch, schließlich auf einer großen Brücke über einen Meeresarm. Ich mußte einmal Einblick in eine gute Karte nehmen und ging in Sydney zum Direktor der geologischen Aufnahme, sowie zum obersten Landmesser, um bei beiden Mitgliedern der Assoziation mir Rat zu holen. In entgegenkommender Weise stellte mir der erstere eine geologische Übersichtskarte des Gebietes zur Ver-

fügung, aus der ich mit einem Male Klarheit über das Verhältnis der Macquarie Bai zur Broken Bai erhielt, die auf der Karte in Stielers Handatlas, auf die ich angewiesen gewesen war, ganz falsch dargestellt sind. Der Vorsteher der topographischen Landesaufnahme gab mir ferner einen äußerst wertvollen Einblick in das, was der Landmesser in Australien zu leisten hat, und was er nicht leisten kann. Damit beantwortete er meine Frage, ob es einigermaßen verläßliche Höhenschichtenkarten von größeren Teilen Australiens gäbe: es fehlen für sie noch alle Grundlagen.

Den Mittag des 5. September verbrachte ich im Deutschen Klub zu Sydney. Unsre Landsleute befanden sich noch auf freiem Fuße und waren auch in ihrem mit guten Wandgemälden geschmückten Heim vom Pöbel nicht belästigt worden. Einige junge deutsche Weltreisende — Söhne von Bekannten —, die unmittelbar nach Kriegsausbruch in Sydney landeten, waren gleichfalls auf freiem Fuße und wohnten im Seebade Manly, unweit der Stadt. Aber das deutsche Geschäft stockte natürlich gänzlich, und manche jungen Leute waren erwerbslos geworden. Über die Ziele des Krieges hatte sich Tags zuvor das leitende Blatt in Sydney, der „Sydney Herald" mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Seine gutredigierten Kriegsnoten sagten, daß es sich beim Kriege im wesentlichen um den Kampf zwischen Briten und Deutschen handle: entweder die Briten oder die Deutschen würden herrschen. Eines von beiden Völkern müsse untergehen.

Australien selbst war in den Krieg eingetreten. Seine Kriegschiffe waren vor Rabaul erschienen und hatten die dortige Anlage für Funkenspruch zerstört. Auch ein deutscher Schiffsverlust in der Südsee war bekannt geworden. Unser deutsches Vermessungschiff

„Möve" war von den Engländern versenkt und damit der Wissenschaft ein Schaden zugefügt.

Allenthalben wurden die Kriegsvorbereitungen mit Energie betrieben. Auf allen größeren Eisenbahnstationen hatte ich Offiziere gesehen; Rekruten strömten von allen Seiten zusammen; die großen Eisenbahnbrücken wurden bewacht; bei den Hafenbefestigungen waren Lager entstanden, deren weiße Zelte dem Reisenden auf der Eisenbahn nicht entgehen konnten. Gelegentlich wurden auch durch Sydney Soldaten in Straßenbahnwagen hindurchgefahren; sie sangen laut und ihre Kapelle spielte. Im Hafen lagen Transportschiffe, darunter auch der „Orvieto", den ich so gern zur Heimreise benutzt hätte. Mit Stolz sagten die Australier, daß sie für ihre Truppen die besten Schiffe gewählt hätten. Aber von einem Siege, den die Deutschen bei Allenstein über die Russen gewonnen hätten, wobei sie 30 000 gefangen genommen hätten, wurde in den Zeitungen von Sydney anders berichtet, als Tags zuvor in denen von Brisbane. Die letzteren hatten dies als eine preußische Lüge hingestellt; nach den Zeitungen von Sydney schien die Sache wahr zu sein. So kam zu mir die erste Kunde der Schlacht von Tannenberg.

Schon am Abend fuhr ich von Sydney weiter, hinauf nach Mount Victoria. Ein australischer Geologe veranstaltete von dort aus eine Exkursion, an der außer mir noch der kanadische und amerikanische Kollege teilnahmen. Langsam windet sich die Eisenbahn die 120 Kilometer dahin hinauf und erreicht die Höhe von mehr als 1000 Meter. Die Dunkelheit hinderte jeden Ausblick. Am nächsten Morgen sah ich mich auf einer Hochfläche, die sich sanft gegen die Küste hin senkt — ein paar Schritte zum Mount Piddington

und ich stand am Rande eines Steilabfalles ähnlich dem des großen Winterberges in der sächsischen Schweiz gegen Süden. Hier sprang die Felswand vor, dort buchtete sie sich zurück; unter ihr dehnte sich ein breites Waldtal, dessen jenseitiges Gehänge sanft anstieg. Zum erstenmal hatte ich in Australien den Eindruck landschaftlicher Schönheit.

Schön war auch die Autofahrt zu den Jenolanhöhlen. In den steilen Windungen der Straße wurde im Victoriapasse der Steilabfall überwunden, der den ersten Einwanderern ein schweres Hindernis geboten, dann ging es über einen sanfteren Hang, wo auch Deutsche unter den ersten Ansiedlern sich niederließen, zum Coxfluß herab; weiter wieder hinauf am andern Gehänge und über ebene Höhen hinweg durch dichten Eucalyptuswald. Allmählich senkte sich die Straße wieder, um sich in vielen Windungen herabzuschlängeln in das ziemlich enge Tal des Jenolanflusses, mit seinem steil ansteigenden, aber durchweg geböschten Gehänge. Plötzlich biegt das Auto ein in ein Höhlentor, saust durch einen Felsriegel hindurch, und wir halten vor dem Gasthause bei den Jenolanhöhlen, das die Regierung von Neusüdwales errichtet hat.

Nachmittags besuchten wir die südlichen Höhlen. Ein sicherer Pfad führt bis in ihre letzten Verzweigungen, Treppen hinauf zu den oberen Kammern und herunter zum Flusse, auf dem man eine Strecke weit auf einem Floße fährt. Elektrisches Licht, erzeugt durch die Kraft des Jenolanflusses, leuchtet, und wird da und dort noch verstärkt durch Magnesiumlicht. Prachtvolle Tropfsteinbildungen hängen von den Decken in Form von Vorhängen und Zapfen herab, oder steigen pfeilerartig vom Boden der Höhle auf. Die Regierung hat

sich ein großes Verdienst erworben, alle diese Dinge zugänglich zu machen und sie durch Umzäunungen oder durch Überdeckung mit einem Drahtnetze vor unberufenen Händen zu schützen; jede Berührung würde jene bizarr sich verästelnden und verzweigenden Tropfsteinröhrchen, die der Eisenblüte von Steiermark ähneln, zerstören.

Der Abschied von dieser herrlichen Gegend war nicht leicht, und doch sollten noch höhere landschaftliche Eindrücke folgen. Es ging auf dem bekannten Wege zurück nach Mount Victoria und von dort weiter auf den Höhen der Sandsteinplatte. Da hält das Auto vor einem Abgrunde. Wir blicken hinunter in den weiten felsenumrahmten Talkessel des oberen Grosefluss, der gegen Osten hin fließt; in zarten Schleiern stürzen sich die Seitenbäche zu ihm herab. Dann eilen wir an den Westrand der Tafel bei Katoomba, und wir blicken hinunter in den Kessel des Jamiesons-Tales, in welches steile Felskulissen hineinspringen, sich gelegentlich auflösend in Zacken und Zinnen, wie in der Sächsischen Schweiz. Die sinkende Sonne machte den Sandstein goldig erglänzen, das Waldland unten tauchte sich in bläuliches Dunkel, in hellem Blau wölbte sich der Abendhimmel darüber.

Hochbefriedigt kehrte ich von dieser genußreichen Fahrt nach Sydney zurück, und Professor David ermöglichte mir hier noch die Erfüllung eines letzten Wunsches: die Außenküste bei Sydney kennen zu lernen. Er bat einen jungen Geologen, mich dahin zu begleiten. Freilich dahin konnte ich nicht gehen, wohin ich gern gegangen wäre, nämlich an die Sandsteinfelsen zwischen Port Jackson und der Botany Bai, wo die Wogen branden: Dort seien Küstenbefestigungen und das Militär herrsche. Ich ging daher an das Gestade nörd-

lich der Bucht von Sydney. Da konnte ich sehen, wie gegen den Ozean hin die sanft geböschten Küstenformen der Bucht aussetzen und sich wilde Kliffe einstellen. Eines von ihnen wurde näher besucht. Es springt als Long Reef ein Stück weit ins Meer vor. An seiner Spitze lagen die letzten Reste vom Wrack eines Kohlenschiffes, dessen Last in Form von Steinkohlengeröllen an der Küste entlang wanderte. Gegen Norden schloß sich daran der lange sandige Collaroy Strand, im Sommer ein beliebter Badeplatz, jetzt im Winter verödet.

Am Abend stand mir eine Überraschung bevor. In Pettys Hotel wartete auf mich ein Offizier nebst zwei Herren in Zivil. Er wünschte mich in meinem Zimmer zu sprechen. Dort sagte er mir, es sei der Regierung berichtet worden, daß ich bei meiner Exkursion nach Queensland Notizen über Brücken, Eisenbahnen und dergleichen mehr gemacht hätte, und verlangte meine Aufzeichnungen zu sehen. Ich gab ihm mein Notizbuch und zeigte ihm darin das geologische Profil, das ich auf der Fahrt nach Toowoomba aufgenommen; selbstverständlich konnte er nicht die geringsten Notizen über Eisenbahnen und so weiter finden. Er frug dann, ob ich in Queensland Karten mit Höhenschichten aufgenommen hätte. Das mußte ich verneinen. Ich hätte nur einmal in Australien eine Gegend roh krokiert; das sei bei den Jenolanhöhlen gewesen, und der Offizier erkannte aus meiner Skizze ohne weiteres die Gegend. Ob ich mir außerhalb meines Tagebuches noch Notizen gemacht hätte? Nein. Ob ich ihm als Gentleman versichern könnte, nicht irgendwelche auf militärische Dinge bezüglichen Aufzeichnungen gemacht zu haben? Ich antwortete, daß ich nie Soldat gewesen sei und daher nicht genau

wisse, was der Fachmann als militärisch wichtig erachte. Aber ich könne versichern, nichts notiert zu haben, was nach meiner Kenntnis von militärischer Bedeutung sei: ich sei ängstlich allem Einschlägigen aus dem Wege gegangen und hätte beispielsweise meinen Ausflug an die Küste nicht dahin unternommen, wo ich mir reichste Ergebnisse versprochen hätte, weil dort Befestigungen seien, sondern sei an eine andre Stelle gegangen. Auch hätte ich alle meine Wanderungen in Begleitung australischer Geologen, von Beamten, unternommen.

Der Offizier erkundigte sich nun nach den Karten, die ich benutzt hätte. Ich zeigte ihm die geologische Karte von Neusüdwales und die geologische Karte der Umgebung von Sydney, welche mir der Direktor der Geologischen Aufnahme von Neusüdwales gegeben hatte, ferner die Karte der Umgebung von Sydney aus dem Eisenbahnfahrplan. Der Offizier vergewisserte sich, worauf er Gewicht zu legen schien, daß keine Karte eine hypsometrische sei, und wollte wissen, ob ich Photographieen aufgenommen hätte. „Gewiß, ich habe eine Menge von Dingen, die mich wissenschaftlich interessieren, namentlich Geologisches, photographiert.“ Ich erläuterte ihm die Objekte meines Interesses, indem ich einige Steine auswickelte, die in meinem Koffer lagen, und legte dar, weswegen ich sie mitgenommen hätte. Weiteres einschlägiges Material hätte ich noch in meinem großen Gepäck, das bereits auf der „Morea“ eingeschifft sei. Ich wies darauf meinen Geleitsbrief vor. Der Offizier wußte von ihm und ich sagte: „Darin ist ausgesprochen, daß ich Gast der australischen Regierung gewesen bin. Ich habe Australien besucht, um es, dem Wunsche der Regierung entsprechend, wissenschaftlich kennen zu lernen. Dabei ist mir aber nie aus dem Auge gekommen,

vor welche Pflichten mich die gewährte Gastfreundschaft stellt." Es befriedigte den Offizier, zu hören, daß all mein Material für einen wissenschaftlichen Reisebericht bestimmt sei, und er empfahl sich mit seinen beiden Begleitern, lebhaft um Entschuldigung wegen der mir bereiteten Störung bittend. Mir aber schien klar, daß ich während der Reise von Queensland von irgend jemand überwacht worden sei, und ich dachte an den Mitreisenden, der mir das Wort „Spion" zugeflüstert hatte.

Zwei Stunden später war ich auf der Bahn. Hier begrüßte mich ein hochverehrter Freund und frug mich, ob ich durch das Militär belästigt worden sei. Ich erzählte den Vorgang. Mein Freund beklagte ihn auf das tiefste und fügte hinzu, daß er dem Minister dringend abgeraten habe, so etwas zu tun; er könne dafür eintreten, daß ich ein Ehrenmann und ein Gelehrter sei, der rein wissenschaftliche Interessen verfolge. Er verriet mir, daß ich mich verdächtig gemacht hätte, als ich mich nach hypsometrischen Karten erkundigt hätte. Solche existierten von der Umgebung von Sydney: sie seien aber geheim. Ich erzählte nunmehr die Gründe, die mich bestimmt hätten, beim Direktor der Geologischen Anstalt und bei dem der Landesaufnahme mich nach geologischen Karten der Umgebung von Sydney und nach hypsometrischen von Australien zu erkundigen. Dann drückten wir uns herzlich die Hände: der Zug rollte aus der Halle, und mir erschien der Besuch des Offiziers in einem neuen, gänzlich unerwarteten Lichte.

Im Zuge traf ich die beiden jungen deutschen Gelehrten, die gleichfalls als Gäste der australischen Regierung an der Versammlung teilgenommen, aber keine Geleitbriefe erhalten hatten. Wir hatten uns

zuletzt in Brisbane gesehen. Sie erzählten, daß unmittelbar nach Ende der Versammlung ein Offizier zu ihnen gekommen sei, und sie gefragt habe, was sie zu tun gedächten. — Sie wollten sich nach Java einschiffen. — Ob sie Erlaubnis dazu hätten? — Sie hätten Billette lösen können, ohne daß man sie nach einer besonderen Erlaubnis gefragt hätte, und sie glaubten, annehmen zu dürfen, daß man sie hätte stillschweigend ziehen lassen wollen. Nun habe ein lebhafter Depeschenwechsel mit Melbourne stattgefunden; die Regierung der Commonwealth hatte keine Bedenken gegen die Abreise der beiden; aber der Major erhielt von seiner militärischen Behörde keine Weisungen, und ließ die beiden daher nicht abreisen. Sie mußten die bereits bezogenen Kammern auf dem Schiffe aufgeben; der Major brachte sie in seinem Auto mit lebhaftem Bedauern nach Brisbane zurück; von dort reisten sie nun nach Melbourne, um durch mündliche Verhandlungen ihre Sache zu fördern. Ich erzählte ihnen, daß ich unterwegs gehört hätte, wie auf der Thursday-Insel im Norden Australiens eine genaue Revision der Schiffe stattfinde, und daß die dabei vorgefundenen Deutschen daselbst interniert worden seien. Es seien deren schon sieben, die unter der Tropensonne schmachteten. Diesem Schicksal seien sie jedenfalls entgangen. Die beiden Kollegen versprachen, mir von den Ergebnissen ihrer Bemühungen ein Telegramm an Bord der „Morea" zu senden. Aber vergeblich habe ich in Port Adelaide und Fremantle auf ein Lebenszeichen von ihnen gewartet, und voll schwerer Besorgnisse über ihr Schicksal habe ich Australien verlassen.

Gern wäre ich noch einen Tag in Melbourne geblieben. Aber es war mir klar, daß ich unter den obwaltenden Umständen kaum wagen konnte, in einem

Hotel zu übernachten. Ich eilte daher nach kurzem Aufenthalte weiter. Ein Bekannter begrüßte mich am Bahnhof und erzählte mir einiges über die wirtschaftliche Lage von Victoria: Große Trockenheit herrschte im Lande, Rindvieh und Schafe verdursteten auf der Weide. Der Wollhandel lag deswegen darnieder. Die Zahl der Beschäftigungslosen war gewachsen. Das war für die Rekrutierung günstig; denn zahlreiche beschäftigungslose Leute, Kaufleute und Handwerker, ließen sich durch den Sold von sechs Schillingen im Tage bestimmen, in die Armee einzutreten, während aber die wettergestählten Viehzüchter des Innern, die Squatter, fern blieben. Kurz, es machte sich eine schwere, wirtschaftliche Krisis fühlbar, und die neugewählte, aus der Arbeiterpartei hervorgegangene Regierung flößte kein Zutrauen auf eine Besserung der Gesamtlage ein. In Melbourne wurde das Aussetzen des deutschen Handels bereits schwer empfunden. Die Pünktlichkeit der deutschen Dampfer hatte die Kaufleute der Nötigung enthoben, Vorräte zu halten: man bekam die bestellte Ware genau am vereinbarten Tage —, brauchte sie also nicht länger auf Lager zu nehmen. Nun wurde schon verschiedenes knapp. Das große Hospital in Melbourne hatte nur noch auf einen Monat Medikamente; Chemikalien begannen zu fehlen. An Wollwaren wurde Mangel. Ähnliches hatte ich schon in Brisbane gehört. Hier mußte die Beleuchtung des Botanischen Gartens aussetzen, weil es an Kohlenstiften für die Bogenlampen fehlte, die aus Deutschland kamen.

Bei solcher Sachlage setzten die australischen Kaufleute alles daran, die Ladung der kurz nach Kriegsausbruch angekommenen deutschen Dampfer zu erhalten; ja, in Sydney versuchte man, die des Lloyd-

dampfers „Roon“ nach Australien zu bekommen, und erörterte, ob zu dem Behufe dem Schiffe freies Geleit gewährt werden könnte. In Melbourne hatte die Ladung eines der zurückgehaltenen Schiffe schon gelöscht werden können. Die Schiffe selbst waren Anfang September noch nicht als Prisen erklärt worden. Die Kapitäne, Offiziere, Ingenieure und Mannschaften waren noch an Bord und wurden von der Regierung verpflegt. Sie erhielten genügend Proviant, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln. Später hat sich, wie ich nach meiner Heimkehr erfahren habe, hieran manches geändert. Nunmehr sitzen unsre braven Seeleute mitsamt ihren Offizieren im Konzentrationslager Liverpool bei Sydney, und ich entnehme aus zahlreichen an mich gelangten Briefen von Eltern und Verwandten, daß kein Lebenszeichen von unsern Landsleuten nach Hause dringt. Der Deutsche Klub in Melbourne war zur Zeit meiner Rückreise noch geöffnet, aber nur sehr schwach besucht. Londoner Blätter haben berichtet, daß seither in den deutschen Vereinen in Australien Haussuchungen stattgefunden haben, da man bei ihnen Bomben mutmaßte!

Auf bekanntem Wege ging es nach Adelaide. In Ballarat war der Freund am Bahnhofe. Wir wechselten einen letzten Händedruck. Nachts wurde bei heftigem Regen die Höhe von Victoria überschritten, und bei trübem Wetter langte ich morgens am Murrayflusse an. Dennoch ließ ich mich nicht abhalten, vor der langen Seereise noch eine tüchtige Fußwanderung im Gebirge von Adelaide zu machen. Zwei Ziele hatte ich mir gesteckt: das deutsche Dorf Hahndorf und Mount Barker. Beide Ziele erreichte ich von der Eisenbahnstation Mount Barker. Feiner Regen stäubte hernieder, als ich dort anlangte, und bei den treibenden Nebeln fand

ich nicht sofort den rechten Weg nach Hahndorf. Aber wie trüb es auch war — das Wetter stimmte mich froh: es hatte einen heimatlichen Anstrich. Kräftig schritt ich aus. Voll Freude begrüßte ich auf einem Hügel die Ruine einer Windmühle. Dann sah ich unten Hahndorf. An einem der ersten Häuser machte ich halt. Es sah aus wie ein Haus in Schlesien; es hatte ein Walmdach, allerdings aus Wellblech und nicht von Schindeln, und einen kleinen Laubengang, so wie man ihn nicht selten vor Häusern im Riesengebirge findet. Blühende Rosen rankten darum. Im Garten blühende Blumen. Während ich photographierte, kam der Besitzer. Wir sprachen zunächst einige Worte auf englisch über das Wetter. Angelegentlich erkundigte er sich nach der Erstreckung des Regens und hörte mit Vergnügen, daß dieser schon in Victoria eingesetzt habe. Dann fielen wir beide ins Deutsche. Er erzählte, daß er als Kind aus Schlesien gekommen sei. Herzlich freute sich der alte Mann über die deutschen Siege über die Franzosen, und die Erinnerung an 1870 ward in ihm lebendig. Dann schritt ich an der Paulskirche vorbei. Sie ist kein hübscher Bau und sieht aus wie ein nicht gut geratenes Stadtkind, das aufs Land versetzt worden ist. Eine deutsche Inschrift kündet, daß sie einer deutschen Gemeinde gehört. Im Gasthofe hielt ich kurze Einkehr. Man sprach dort nur Englisch. Aber Wirt und Kellnerin kannten noch die Sprache ihrer deutschen Eltern. Der Wirt war überzeugt, daß die Deutschen in Australien ungeheuer viel geleistet hätten, und klagte darüber, daß ihre Abkömmlinge jetzt von den Engländern schlecht angesehen würden, obwohl sie doch auch gute Patrioten seien.

In strengem Marsch ging es zurück nach Mount Barker Station und dann zum Berge selbst. Erst auf

der Straße, schließlich über Zäune hinweg. Oben ein weiter Ausblick, im Westen die waldigen Höhen des Mount Lofty; im Osten senkt sich feldbedecktes Land ganz allmählich zum Murrayflusse herab, und jenseits konnte man die unermeßlichen ebenen Flächen gerade noch ahnen. Viel Zeit war nicht. Ich umging die kleinen Felswände an der Westseite des Berges und stieg direkt zur Station herab, wiederholt über Stacheldrahtzäune steigend oder zwischen den Drähten behutsam durchkriechend. Rechtzeitig langte ich an. Eine große Menschenmenge begleitete drei Rekruten zur Bahn. Vorauf die Kapelle, dahinter die britische Flagge, dann die Rekruten und hinterher die Eltern, Geschwister, Bräute, Freunde und viele Kinder des Ortes. Ich rückte zur Seite, um nicht mit feindlichem Patriotismus zusammenzustoßen. Da kam ein Mann in etwas abgenutzter Kleidung auf mich zu und stellte sich als der Polizist des Ortes vor. Mein Erscheinen sei aufgefallen: Ich wäre doch ein Deutscher, was ich da mache? Ich erklärte ihm, Mitglied der Britischen Assoziation zu sein, und wies auf meinen Hammer, indem ich sagte, daß ich mich mit Geologie beschäftige. Da entschuldigte sich der Polizist, erwähnte, daß die Bevölkerung durch den Krieg in große Aufregung gekommen sei und in jedem Fremden einen Spion wittere. Unbehelligt fuhr ich weiter nach Adelaide.

Wieder ging es am Mount Lofty vorüber. Am Bahnhofe wartete ein Freund, den ich bei der Ausreise kennen gelernt. Lange saßen wir zusammen und minderten die letzten Flaschen Pilsener Bieres, die sich in Südaustralien noch fanden. Tags darauf war eine kleine Gesellschaft bei ihm. Ein jugendfrischer Bursch, dessen Bruder unter den Fliegern der deutschen Marine dient, der Schwager eines deutschen Generals und

EDMUND J. JAMES

einer von zahlreichen Brüdern, die nicht in die Ferne gegangen, waren mit mir zusammen. Ich hörte, daß auch bei Adelaide Deutsche interniert seien, aber gut gehalten würden. Ich hörte auch von der Verlegenheit der leitenden Zeitungen, als einmal durch vier Tage die Nachrichten von Europa ausblieben und man gleichwohl täglich mehrere Kriegsausgaben veranstalten mußte. „Seien Sie vorsichtig mit den Engländern; sie sind heimtückisch und hinterlistig," wurde mir gesagt. — „Glaubt an den endgültigen deutschen Sieg," sagte ich hernach zum Abschied dem Landsmann, der mich zur Bahn begleitete, auf deutsch. Dies hat, wie ich später gehört, eine Engländerin verstanden, die mit mir zum Schiffe fuhr.

An Bord traf ich zahlreiche Bekannte; die einen waren schon in Sydney, andre in Melbourne eingestiegen. Alle klagten über die stürmische Fahrt des letzten Tages. Das Wetter war wieder unfreundlich und kalt. Kühl aber waren auch manche der Gefährten gegen mich. Sollte vielleicht etwas bekannt geworden sein über den Besuch des Offiziers, den ich in Sydney gehabt? Es wäre mir unlieb gewesen, wenn meine Reisegenossen mich deswegen scheel ansehen würden, und ich beschloß, dem Präsidenten den Vorgang zu erzählen, damit er sähe, daß ich meinerseits nichts zu scheuen habe. Er hörte mir zu, ohne ein Wort zu sagen. Aber Tags drauf nahm er mich zur Seite und sagte mir, daß seine Funktionsdauer abgelaufen sei und er kein offizieller Vertreter der Assoziation mehr wäre. Nachdem ich ihm aber von meinem Erlebnis berichtet, so wolle er mir lediglich als Privatmann sagen, was er sich denke und sprach in zurechtweisendem Tone: es zeuge von wenig gutem Geschmack, daß ich mich im Feindesland nach Landkarten erkundigt habe. Ich

entgegnete, daß meine Anfrage einen rein wissenschaftlichen Charakter getragen habe. Das wolle er nicht bestreiten; aber jetzt sei eben Krieg. Es sei auch nicht richtig gewesen, während der Reise Notizen zu machen. Ich sei als Direktor des Navalmuseums an sich schon verdächtig. Meine Antwort, daß das Museum für Meereskunde eine Anstalt der Berliner Universität sei, überraschte ihn sichtlich, und er brach das Gespräch ab mit dem Bemerken, er habe nunmehr sein Herz erleichtert. Mein Gespräch mit dem Präsidenten hatte nahezu an derselben Stelle stattgefunden, wo er bei der Ausreise von der Gastfreundschaft gesprochen hatte, welche den Gästen der Assoziation unter allen Umständen zu gewähren sei. Die Zeiten hatten sich seither geändert und mit ihnen die Ansichten des Präsidenten.

7 Flucht vor der „Emden"

In Westaustralien, wo ich das australische Festland zuerst betreten hatte, habe ich es wieder verlassen. Die „Morea" legte am Morgen des 14. September in Fremantle an und ging nachmittags wieder in See. Ein Kaufmann, den ich bei der Ausreise kennen gelernt hatte, kam an Bord, mich zu begrüßen. Wir verbrachten den Vormittag zusammen und wanderten durch die Stadt. Sie war recht tot. Schon machte sich der Krieg in einem Darniederliegen von Handel und Verkehr geltend. Selbstverständlich war das Gebäude des Norddeutschen Lloyd ganz verwaist. Ich fand es verschlossen. Auch in Westaustralien wurden üble Folgen der Trockenheit befürchtet und dazu des Krieges halber Erhöhung der Steuern. Schlimmes hörte ich

über die Lage der Deutschen. Die Kapitäne, Offiziere und Mannschaften der seit des Kriegsausbruches in Fremantle eingelaufenen deutschen Schiffe waren zu Kriegsgefangenen gemacht und auf der Rottnestinsel interniert. Dahin waren auch einzelne Deutsche aus Westaustralien gebracht worden. Ein Entweichen von der Insel ist natürlich ausgeschlossen; der Aufenthalt daselbst konnte aber nur wie eine schwere Strafe empfunden werden; denn die Rottnestinsel nimmt teil am subtropischen Klima von Westaustralien. Jetzt war es noch erträglich. Es war kühl, zu kühl für die älteren Männer, die im Zelte leben mußten. Aber im Sommer wird es so heiß und so trocken, daß der Wasserspiegel der kleinen Seen inmitten der Insel bis unter den Meeresspiegel sinkt, und ihr Salzgehalt ein außerordentlich hoher wird. Ich hörte, daß man über unzulängliche Nahrung klage, die fast nur aus Kartoffeln bestünde, aber die Stimmung sei die beste. Am Sedantage haben die deutschen Seeleute die „Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles" laut gesungen. Die Wache habe gefragt, was denn los sei. „Da müsse man die Franzosen fragen," war die Antwort. —

Langsam trennte sich die „Morea" vom Kai; eine Zeitlang spannten sich die dünnen farbigen Papierstreifen, die von den Abreisenden und ihren Angehörigen am Ufer gehalten wurden, dann riß einer nach dem andern, und es ging wieder in See. Nun begann man an Bord etwas vom Kriege zu merken. Die Damen fingen an zu stricken, Pulswärmer, Schals, Kopftücher und dergleichen nützliche Dinge mehr. Einige patriotische Herren taten mit, erreichten aber keine hohe Vollendung in den weiblichen Handarbeiten. Jeden Vormittag fand ein Vortrag im Salon statt

über Verwundungen und das Verbinden von Verwundeten. Es gehörte zum guten Ton, daß die Damen dabei waren, und die des zweiten Platzes wurden unbedenklich zugelassen. Eine Mitreisende erschien in ihrer Tracht als Krankenpflegerin. Sie ging nach Europa, um ihrer Aufgabe obzuliegen. Auch die Stewardesses profitierten von der Gelegenheit. Nur die jungen Mädchen blieben auf Deck und setzten den Flirt fort.

Am 18. September wurde die Beschaulichkeit der Seefahrt gestört. Wir näherten uns den Kokos-Keeling-Inseln, an welchen die Dampfer sonst meist dicht vorüberfahren, aber unser Kurs schwenkte auf einmal westwärts ab und ließ die Inseln um etwa 130 Kilometer seitwärts liegen. Abends wurden die Decklichter abgeblendet, die Mastlichter gelöscht; eine Tanzunterhaltung, die stattfinden sollte, wurde in letzter Stunde abgesagt. Viele Gesichter wurden ernst. Die üblichen Kartenspielpartieen blieben aus. Man munkelte davon, ein deutscher Kreuzer sei in der Nähe. Man habe durch Funkenspruch die Anfrage gehört: Ist da ein Schiff? Auch am nächsten Abend wurde die Fahrt in voller Dunkelheit fortgesetzt. Die Gesellschaft an Bord zerfiel in kleine Gruppen. Allgemeine Ängstlichkeit beherrschte die Stimmung. Man sprach von nichts anderm als deutschen Kreuzern, und mehr als einmal wurde ich gefragt, was ich im Falle des Angriffes eines solchen tun würde, ob ich mich meiner mitreisenden Kollegen annehmen werde.

Allmählich legte sich die Ängstlichkeit, und als wir am 21. September den Äquator passierten, fanden zwar nicht die nun aus der Mode gekommenen Burlesken der Äquatortaufe statt, aber es wurde ein Konzert abgehalten, selbstverständlich zugunsten des Roten Kreuzes. Dazu lud ein großes Plakat ein, auf

dem die britischen, französischen, belgischen, russischen und japanischen Flaggen farbenprächtig gruppiert waren. Die Vorführung war mäßig und litt unter der großen Hitze, trotzdem sie auf Deck stattfand. Man hatte, damit ja kein Lichtschein nach außen dringe, das Deck durch Segel fast hermetisch nach außen abgeschlossen. Ich war nicht ganz sicher, ob ich als Deutscher bei der Produktion, die doch zweifellos einen patriotischen Anstrich bekommen müsse, erwünscht sei, und frug einen Kollegen deswegen. Er vergewisserte mich, daß ich sehr willkommen sei. Bei dem Gespräche, das ich daran knüpfte, wurde ich gewahr, daß der Präsident von meinem Erlebnisse in Sydney erzählt hatte, und daß daraus nicht ganz zutreffende Vorstellungen entstanden waren. Ich erzählte nunmehr nochmals von dem militärischen Besuch, den ich gehabt hatte. Ich schien damit Eindruck zu machen und erhielt das Gefühl, als ob die Haltung des Präsidenten mir gegenüber nicht gebilligt würde.

Vier Tage lang dauerte die Fahrt auf dem ungewohnten Kurse mit stark gesteigerter Geschwindigkeit, nachts bei abgeblendeten Lichtern. Da kam Ceylon in Sicht und nahe der Küste ein qualmender Kreuzer. Aber es war nicht das erwartete englische Kriegsschiff, sondern ein Japaner. Jubelnd begrüßten die Passagiere des zweiten Platzes den ersehnten Schützer britischer Schiffahrt. In Colombo gab es die langersehnten Neuigkeiten. Sie boten eine große Überraschung. Der deutsche Kreuzer „Emden" hatte im Golf von Bengalen fünf englische Schiffe versenkt. Nun war klar, wem die Vorsichtsmaßnahmen in den letzten Tagen gegolten hatten; sie waren verursacht von der Furcht vor der „Emden". Wir landeten bald nach Mittag. Die Abfahrt wurde auf den nächsten

Morgen festgesetzt, aber während wir ans Land gingen auf den nächsten Mittag verschoben. In Wirklichkeit gingen wir erst am nächsten Abend wieder in See. Es war Zeit vorhanden, sich in Colombo umzusehen; einige gingen sogar nach Kandy.

Ich suchte den deutschen Konsul auf, an den ich vor Ausbruch des Krieges wegen beabsichtigter Reisen in Ceylon geschrieben hatte. Ich fand ihn nicht zu Hause, er mußte sich gerade auf der Polizei melden. Seine Mutter machte mich mit einer Anzahl deutscher Frauen, die sich bei ihr aufhielten, bekannt. Es waren die Gattinnen von deutschen Passagieren, welche in Colombo von deutschen und andern Schiffen heruntergeholt und zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren. Sie wären der größten Not, vielleicht dem Verderben ausgesetzt gewesen, wenn sie nicht im Freudenbergschen Hause aufgenommen worden wären. Eine der Frauen war auf der Hochzeitsreise. Ihr Mann hatte einen Ruf an die chinesische Hochschule Tsingtau erhalten, hatte geheiratet und sich auf dem „Lützow" nach Ostasien eingeschifft. Als sie im Suezkanal waren, brach der Krieg aus. Der Lloyddampfer blieb liegen und das junge Paar stieg auf die holländische „Königin Emma" über, um weiter nach Osten zu reisen. Die Hoffnung, auf neutralem Schiffe sicher zu sein, erwies sich in diesem Falle wie schon in vielen andern trügerisch. Voll Besorgnis äußerte sich die junge Frau über das Schicksal ihres Gatten, der mit über 200 andern Deutschen in einer Kaserne für eingeborene Soldaten in Ragama, etwa 10 Kilometer nördlich Colombo, interniert war. Sie schliefen dort in offener Halle ohne Schutz vor Moskitos, erhielten unzulängliche Nahrung und hatten nur engbegrenzten Raum für Bewegung; Waschgelegenheiten und sanitäre Einrichtungen waren

äußerst mangelhaft. Vor allem aber klagten die Deutschen darüber, daß sie angesichts der Eingeborenen Arbeiten zu verrichten hatten, die sonst nur Kulis zugemutet werden. Diese Mitteilungen wurden mir von andrer Seite bestätigt.

Seither hat sich die Lage dieser deutschen Gefangenen, wie ich höre, wesentlich gebessert. Sie sind in das Innere gebracht worden, in das ehemalige Burenlager von Dycatalawa. Dort befinden sie sich höher über dem Meere in weniger heißem Klima. Aber auch der deutsche Konsul hat sein schönes Heim unter den alten Bäumen nahe am Victoriaparke in Colombo verlassen. Er ist samt seiner Familie gleichfalls nach Dycatalawa hinaufgebracht worden. Dort sitzt er nun mit Frau und Kindern, mit Mutter, Geschwistern und deren Familien ebenfalls als Kriegsgefangener in einer mit Stacheldraht umzäunten Kaserne. Sein großes Geschäft wird indessen von Staats wegen verwaltet. Kein Sterbenswörtchen über den Verlauf der Dinge dringt hinauf zu unsern Landsleuten. Aber der frohe Ton ihrer Briefe an ihre deutschen Verwandten lasse erkennen, daß es gut mit ihnen steht. Abwechslung brachten ihnen die Leute der „Emden", welche ihnen beigesellt worden sind.

Ich habe den etwas in die Länge sich ziehenden Aufenthalt in Colombo benutzt, um Einkäufe zu machen, wozu die Gelegenheit günstig war; denn der Krieg lastete bereits auf den Händlern, und sie gaben ihre Ware gern zu zwei Drittel des früheren Ladenpreises, mußten sie doch froh sein, wenn sie überhaupt etwas verkauften, denn es kamen weniger Schiffe und sehr viel weniger Reisende. Auch habe ich mir das Eingeborenenviertel näher angesehen, denn ich werde

schwerlich wieder an diesen farbenprächtigen Fleck Erde kommen. Man sah mich, als ich im Rikscha durch die Straßen fuhr, den leichten Wagen fast ausfüllend, und nannte mich nunmehr „Prosperous Germany". Dieser Name, so gut er gemeint war, ist mir doch an Bord etwas unbequem geworden, weil er die Engländer immer an den Aufschwung Deutschlands erinnerte, den sie nicht lieben.

Der Hafen von Colombo lag voller Schiffe. Viele deutsche mit der deutschen Flagge halbmast und der englischen Kriegsflagge darüber. „Australia" und „Fürth" von der deutsch-australischen Linie, „Molkefels", „Trifels", „Steinturm", „Rattenfels" und „Reichenfels" von der Hansalinie. Aber auch nicht weniger als drei russische Teeschiffe lagen vor Anker. Sie hatten die Fahrt nach Europa plötzlich auf Weisung des russischen Konsuls unterbrochen. Er hatte von Schwierigkeiten der Schiffahrt gesprochen, und damit wohl die Sperrung der Dardanellen im Auge gehabt, die damals einsetzte. Alle Schiffe waren reich bewimpelt. Man hätte glauben können, es würde ein Fest gefeiert, aber es herrschte keine Feststimmung in der Stadt. Als ich an Bord ging, wurde mir zugeflüstert: die „Emden" hat gestern Madras bombardiert. Ich war nicht sicher, ob es eine der zahlreichen Enten sei, die man zu hören bekam; aber bald merkte ich, daß auch an Bord von dieser kühnen Tat als von etwas Unerhörtem gesprochen wurde.

Während ich im Hause des deutschen Konsuls weilte, waren die leitenden Mitglieder der Assoziation beim Gouverneur gewesen und hatten hier, wie man mir erzählte, Klagen über die Deutschen in Colombo gehört. Diese hätten versprochen, sich während des Krieges loyal zu verhalten. Aber unglaublicherweise

habe einer von ihnen den Lloyddampfer „Roon“ durch Funkenspruch vom Ausbruch des Krieges benachrichtigt, weswegen jener Dampfer nach Java geflüchtet und England eine Prise im Werte von mehreren Millionen Mark entgangen sei. Weitere Erregung war unter die Mitreisenden durch die englischen Zeitungen gekommen, die sie in Colombo erhalten hatten. Bis dahin hatte man nur australische Zeitungen in Händen gehabt, und niemand hatte alles geglaubt, was da gedruckt war. Nun sah man aber, daß die britische Presse in dasselbe Horn blies, und was vorher unglaublich war, ward nun geglaubt. Kein Wunder, daß die Stimmung gegen mich, als Sinnbild von „Prosperous Germany“ schärfer wurde.

Ich merkte davon alsbald. Der britische Kollege kam am 25. September auf das Gespräch zurück, das ich mit ihm vier Tage vorher gehabt hatte, und sagte mir, daß es nicht allseitig befriedigt habe, was ich gesagt hätte. Es sei die Frage aufgeworfen worden, ob ich in Sydney dem Offizier alles gezeigt habe, was ich gehabt hätte. Ich antwortete, daß der Offizier genauen Einblick in alles genommen hätte, was ich bei mir hatte, und daß ich ihm gesagt habe, mein großes Gepäck habe schon an Bord der „Morea“ Sydney verlassen. Er habe sich dann bei der Erklärung, die ich ihm als Gentleman gegeben, völlig beruhigt, nämlich, daß ich während meiner Reise keinerlei Aufzeichnungen über militärisch Wichtiges gemacht habe. Hier läge der springende Punkt, meinte der Kollege. Es sei die Frage, ob ich als Deutscher genau ebenso dächte wie ein englischer Gentleman. Das Verhalten des Deutschen in Colombo, der den „Roon“ gewarnt habe, gebe Grund zu einer solchen Frage. Ich entgegnete, daß letztere mir dadurch nicht einleuchtender werde, ich

könne nur wiederholen, daß ich während der Reise keine militärisch wichtigen Beobachtungen gemacht und nichts Einschlägiges aufgezeichnet hätte. Aber wenn mich der Kaiser als seinen Geheimrat nach diesem oder jenem früge, würde ich dann alles sagen, was ich gesehen hätte? Gewiß, sagte ich, dann werde ich erzählen von den geologischen Beobachtungen in Australien und den Beobachtungen über Salzgehalt und Temperatur des Ozeans, die ich gemacht habe, und fügte selbstverständlich hinzu, daß mich der Kaiser wahrscheinlicherweise überhaupt nicht fragen werde. Dann frug ich meinerseits, ob denn irgend ein besonderer Grund vorläge, mir solch eigenartige Fragen zu stellen. Ob vielleicht eine Beschwerde von Australien über mich an Bord gelangt sei. Das wurde entschieden in Abrede gestellt. Ich hatte es also mit Schiffsklatsch zu tun und sagte, daß es mir sehr unschön vorkäme, daß man eine Schwierigkeit, die ich in Australien gehabt hätte, und über die ich ohne jedwede Scheu reden könnte, und auch gesprochen hätte, zu meinen Ungunsten auslege, während man nichts über einen an Bord befindlichen englischen Geologen sage, der in Australien wegen Spionageverdacht sogar verhaftet worden war. Ich sei nach Australien als Gast gekommen und wisse, daß ich deswegen Pflichten habe. Aber als Gast hätte ich auch Rechte. Ich verkennte nicht, daß aufgeregte Zeiten seien, aber ich hätte gemeint, daß ich im Kreise der Mitglieder der Britischen Assoziation vor verdächtigendem Klatsch gesichert sei. Ich würde alles Gerede bannen, meinte der Kollege, wenn ich erklärte, daß ich die persönliche Ehre höher als das Vaterland schätze, und nicht etwa so dächte, wie die Japaner. In der gewünschten Allgemeinheit könne ich die Erklärung unmöglich abgeben, entgegnete ich und sagte,

daß ein deutscher Gentleman nie anders handeln würde als ein englischer. Damit schien sich der Kollege zu beruhigen.

Als wir mit abgeblendeten Lichtern nach Einbruch der Dunkelheit Colombo verließen, und in das Finstere hinausfuhren, richtete sich unser Kurs nicht fahrplanmäßig nach Aden, sondern nach Bombay. Das war uns bereits in Australien in Aussicht gestellt. Bei unsrer Fahrt längs der indischen Küste wurde dieselbe Vorsicht beobachtet, wie südlich von Ceylon; nachts brannten keine Lichter an Bord und tagsüber hielten wir uns dicht am Lande. Als wir am Morgen des 26. September anlangten, gab es bestürzte Gesichter. Ein Freund nahm mich zur Seite und sagte mir, ich möchte heute nicht heiter aussehen. Warum? Ob ich nicht wisse, daß ein deutsches Unterseeboot drei englische Kreuzer versenkt habe. Ich blieb also so ernsthaft als möglich. Dann las ich die Times of India. Der Leitartikel warnte vor übertriebener Angst. Man müsse in Kriegstagen damit rechnen, daß eine „Emden" englische Schiffe versenke und indische Küstenstädte bombardiere, aber das sei doch wahrlich kein Grund, daß die Bevölkerung fliehe, selbst in Bombay hätten gewisse Leute die Stadt verlassen. Dieselbe Nummer brachte die Abbildung eines von der „Emden" beschossenen Petroleumtanks in Madras; zwei volle Treffer. Ein Kino kündigte ferner die Vorführung des Versenkens eines englischen Schiffes durch die „Emden" an. Diese beherrschte die Stimmung in Indien.

Die Landung wurde wie in der Regel in Bombay gestattet. Aber es wurde uns nur ein zweistündiger Aufenthalt gegönnt, der gerade zu einer kurzen Fahrt durch die Stadt genügte. Dann mußten wir wieder zurück an Bord, angeblich weil das Schiff bald wieder

aufbrach. Irgendwelche Aufregung in der Stadt war nicht zu sehen. Im Fort, dem Europäerviertel, herrschte völlige Ruhe, und im Eingeborenenviertel gingen die Indier in ihren Läden der Arbeit nach oder wanderten in großen Scharen durch die unsauberen Straßen. Militär war hier und da kaum zu sehen. Aber irgend etwas mußte doch nicht recht stimmen, denn es war der Eintritt nach Indien von Bombay aus dem Fremden untersagt. Er mußte dazu nach Madras oder Kalkutta gehen.

Pünktlich waren wir zur Landungsstelle am Princes Dock, mußten aber unter dem durch die glühende Mittagssonne erhitzten Wellblechdache über eine Stunde warten, bis der Doktor kam. Er betrachtete jeden einzeln und drückte ihm die Hand, sich also vergewissernd, daß kein Cholera- oder Pestkranker unter uns sei. Dann wurde die Wiedereinschiffung gestattet. An Bord herrschte Totenstille, und das Schiff blieb ruhig liegen. Es wurde Abend, und es rührte sich nicht. Die Nacht brach ein; die Leuchtkegel der Scheinwerfer suchten den Hafen ab und warfen ihren grellen Schein dann und wann auf die im Dunkel liegende „Morea". Der Sonntag kam. Heilige Ruhe herrschte an Bord, und Totenstille im Hafen. Sehnsüchtig schweifte der Blick hinüber zur Insel Elefanta mit ihren berühmten Felsentempeln; wie gern hätten wir sie besucht. Zeit schien vorhanden, aber kein Schiffchen kam, das uns dahin hätte bringen können. Das übliche Nachmittagsgewitter zog herauf, und der heftige Regen brachte etwas Abkühlung. Dann beleuchtete die sinkende Sonne prachtvoll die dampfenden Ghats mit ihren grünen Weideflächen; darüber aber wölbte sich ein Himmel mit einem wundervollen Dunkelblau, draußen an der Seeseite fuhr ein kleiner Dampfer langsam, manchmal

haltend. „Sehen Sie nicht, daß das Schiff Minen legt," meinte ein ängstlicher Mitreisender.

Warum gingen wir nicht fort? Wir haben in Colombo die chinesische Post nicht abgewartet; sie kommt auf dem Überlandwege, hörte ich sagen. Ich aber war gewahr geworden, daß uns unsre farbigen Matrosen, die Laskar, verlassen hatten. Man sagte, das sei immer der Fall, wenn ein Peninsular- und Oriental-Dampfer nach Bombay komme. Der Kontrakt der Mannschaft laufe von Bombay nach Bombay. Aber es wunderte mich, daß die Dampfergesellschaft nicht vorgesorgt und Ersatz beschafft hatte, denn das Warten von Schiffen ist eine kostspielige Sache. Es kam der zweite Abend. Da setzten wir uns plötzlich in Bewegung; im Schutze der Dunkelheit gingen wir mit abgeblendeten Lichtern in See. Kein Zweifel, wir hatten keine Laskar bekommen. Erst viel später habe ich meine Mutmaßung bestätigen gehört, daß die Furcht vor der „Emden" sie von Bord getrieben hatte. Sie fürchteten, das Schiff könne versenkt werden; aber hiegegen waren wir nach Seemannsmeinung gefeit, denn wir hatten in Bombay die Kapitäne zweier durch die „Emden" im Golf von Bengalen versenkten Schiffe an Bord genommen. Beide sprachen, wie ich hörte, mit der größten Anerkennung von Kapitän von Müller, und waren ärgerlich, daß indische Zeitungen ihn herabzusetzen versuchten. Ich bin mit ihnen nie zusammengekommen. Der zweite Platz mit seiner ausgesprochen deutschfeindlichen Stimmung wurde von mir nicht gern betreten.

Wir mußten uns also ohne Matrosen auf der Heimfahrt behelfen. Dies war dank einer Abteilung von Soldaten möglich, die ebenso wie zahlreiche Offiziere an Bord gekommen waren. Sie gingen zur Erholung

nach England, sagte man mir. Ich aber las auf mächtigen Kisten, die eingeladen wurden, daß es sich um eine Fliegerabteilung handle, und dachte mir meinen Teil. Die Soldaten übernahmen die gröbere Matrosenarbeit, die Passagiere wurden gebeten, ihre Decks selbst zu waschen. Es war noch dunkel, als wir am nächsten Morgen geweckt wurden. In leichten Morgengewändern erschienen die männlichen Passagiere zu einem ersten Imbiß im Speisesaale. Dann begann die Arbeit. Ein früherer Kolonialminister bediente den Spritzenschlauch; angesehene Gelehrte hantierten mit Besen und Bürsten; ich selbst putzte die Reeling als die Sonne aufging. Aber sie ging nicht dort auf, wo sie es bei richtigem Kurse hätte tun sollen, nämlich backbordseitig, sondern sie stand bei Steuerbord. Wir fuhren also nicht in westsüdwestlicher Richtung direkt nach Aden, sondern bogen mit nordwestlichem Kurse in den Arabischen Golf ein. Ich behielt die Beobachtung für mich; gegen Mittag schienen wir in den richtigen Kurs einzuschlagen, aber plötzlich schwenkten wir wieder gegen Nordwesten ab, wovon ich mich durch den Mittagsschatten vergewisserte. Erst gegen Abend steuerten wir, wie ich bei Sonnenuntergang wahrnahm, südwestlich in der Richtung auf Aden. Die Stimmung an Bord war eine sehr ängstliche; furchtsame Gemüter sahen abends die Leuchtkegel von Scheinwerfern; ich sah nur Strahlen des Mondlichtes, welches durch die Wolken brach.

Am Morgen des 29. September erzählte mir mein Steward, daß wir in der Nacht der „Königsberg" sehr nahe gewesen; auch die Passagiere sprachen im Lauf des Tages davon, und es wurde positiv versichert, daß wir diesem deutschen Kreuzer auf achtzehn Seemeilen nahe gekommen. Unruhe hatte in der Tat

nachts an Bord geherrscht. Die See zeigte auch am nächsten Tage nicht die tiefblaue Farbe des Indischen Ozeans, sondern hatte einen Stich ins Grünliche; Tangmassen schwammen umher; der englische Biologe an Bord meinte, so etwas käme mitten im Ozean vor. Man wollte mir eben nicht zugeben, daß wir in der Nähe der arabischen Küste seien, aber Schmetterlinge machten mich sicher, und am 1. Oktober kam die Küste in Sicht. Nun begegneten wir einen englischen Kreuzer; wir waren also auf einem von der Admiralität empfohlenen Kurse, den man nicht verraten wollte; denn wir erhielten während der Fahrt des Mittags nicht die üblichen Angaben über den Ort des Schiffes nach Länge und Breite, sondern es wurde uns jeden Mittag gesagt, daß wir im Arabischen Meere seien. Trotz unsres weiten Bogens nach Norden hatten wir die ganze Fahrt von Bombay an in fahrplanmäßiger Zeit zurückgelegt; die „Morea" hatte durchschnittlich wieder 16 statt 14 Knoten gemacht. Kurz nachdem wir eingelaufen, ging der englische Kreuzer „Weymouth" in See, und die Passagiere, die mittags vom Lande zurückkehrten, erzählten, gehört zu haben, daß die „Weymouth" bereits die „Königsberg" versenkt habe. Diese Nachricht war sicher falsch. Bekanntlich ist die „Königsberg" etwa am 9. November in der Rufidjimündung durch Versenken eines Kohlendampfers blockiert worden.

Ich habe nicht ermitteln können, ob in der Nacht vom 28. auf 29. September die „Königsberg" im Arabischen Meere nahe der „Morea" gewesen ist, wohl aber ist uns die „Emden" gefolgt. Nach dem Bombardement von Madras ist sie um Ceylon herumgefahren, und ist glücklicherweise dem japanischen Kreuzer nicht begegnet, der nach Osten ging. Sie hat

am 25. September westlich Galle mittags den „King Lud“ und abends den „Tymeric“, am 27. September 200 Meilen westlich Colombo die „Riberia“ versenkt, dann hat sie sich Anfang Oktober in der Nähe von Minikoi aufgehalten. Sie hat also gerade dort gekreuzt, wo wir bei Einhaltung des regelmäßigen Kurses hätten passieren müssen. Aber als sie dort anlangte, waren wir bereits 1200 Kilometer weiter nördlich, konnten also nicht von ihr behelligt werden. Aber wir haben die Unruhe empfunden, die von ihr ausging, und nie werde ich die Furcht vergessen, die auf einem britischen Schiffe vor einem deutschen Kreuzer herrschte.

8 Auf dem Hochwege der englischen Seeherrschaft

Lange hat sich England gegen den Bau des Suezkanals gesträubt, und dessen Ausführung in jeder Weise zu hindern getrachtet. Aber nachdem er vollendet war, hat es ihn mit allen Mitteln an sich zu bringen versucht. Verbindet er doch zwei Meere, an denen England längst sich festgesetzt hat, das Mittelmeer und das Rote Meer, und stellt zwischen beiden den modernen Seeweg nach Indien dar. Gibraltar und Aden wachen an den Pforten beider Meere und machen sie im Falle eines Krieges zu Binnenmeeren. Einen festen Stützpunkt hat sich England geschaffen im Mittelmeere durch Besetzung von Malta, und zwischen den beiden Meeren durch Besetzung von Ägypten. Der Weg von Aden durch das Rote Meer, den Suezkanal und das Mittelmeer ist dadurch zum Hochweg der englischen Seeherrschaft geworden. Hier war keine Furcht

mehr vor einem deutschen Kreuzer; wir fuhren mit allen Lichtern auf Deck und an den Masten bis über die Straße von Gibraltar hinaus.

Aden ist englischer Kriegshafen, und mir erschien nicht rätlich, ans Land zu gehen, als die „Morea" dort vor Anker lag. Ich harrte, währenddem dies die andern taten, geduldig an Bord aus. Der Aufenthalt war wenig angenehm. Das Schiff nahm wieder Kohlen. Wir hatten in den letzten Tagen viel davon gebraucht, um die Fahrt von Bombay trotz des großen Umweges in fahrplanmäßiger Zeit zu machen. Alle Fenster und Luken waren dicht verschlossen; der Aufenthalt in den Innenräumen der Hitze wegen ausgeschlossen und auf Deck nur auf der Schattenseite möglich. Hier aber lagen die Leichter mit den Kohlen. Stundenlang saß ich auf meinem Deckstuhl, lesend und mein Tagebuch vervollständigend. Damit habe ich großen Anstoß erregt. Ich hätte im Hafen von Aden Notizen gemacht, war verbreitet worden; aber niemand hatte hinzugefügt, daß ich von meinem Platze aus Aden ganz und gar nicht sehen konnte.

Als wir ausliefen, gab es wieder Deckwaschen. Ich hatte die Fortsetzung dieser Aufgabe den Engländern überlassen, nachdem gesagt worden war, daß man nur zwölf Mann gebrauche, und daß die Eisenteile des Schiffes nicht zu putzen seien, mit denen ich mich ja gerade besonders abgegeben hatte. Während die Erlesenen spritzten und putzten, betrachtete ich im Vorüberfahren die Küste, und gewann eine Vorstellung von der Eigenart des Hafens. Drei Vulkane sind an der Küste aufgeschüttet worden. Der westliche ist fast ganz zerstört, der mittlere, der Berg von Klein-Aden, ist bereits stark zerschnitten, der östliche, Groß-Aden, steht noch ziemlich vollständig da. Jeder der drei

Vulkane ist durch ein Paar von Nehrungen an die Küste gehängt; zwischen ihnen erstrecken sich zwei Buchten. Die östliche, durch Baggerarbeiten wesentlich vertieft, ist heute der Stützpunkt der englischen Seemacht am Arabischen Meere. Abends ging es vorüber an der gleichfalls vulkanischen Insel Perim mit ihrem kleinen Hafen unter dem höheren Vorgebirge von Bab el Mandeb. Deutlich sah man später das Licht von Mokka. Es war also die Türkei noch nicht in den Krieg verwickelt. Zahlreiche Schiffe kamen an uns vorüber, während wir in das Rote Meer einbogen.

Die Fahrt durch das Rote Meer war weniger heiß als befürchtet. Am 5. Oktober überholten wir einen englischen Transportdampfer, begleitet von einem Torpedoboote. Dieses pirschte sich dicht an uns heran, und wurde mit dem üblichen Hurra begrüßt. Es entwickelte sich lebhaftes Winken mit Wimpeln herüber und hinüber. Das Boot frug, was es Neues gäbe. „Wir haben zwei Deutsche an Bord!" „Dann sperrt sie ein." Das ist allerdings nicht geschehen. Aber häufig sahen wir, daß die Stimmung auf unserm Schiffe für uns Deutsche ganz und gar nicht freundlich war. Als ich einmal zum Gepäckraume ging, um Wäsche zu wechseln, rief mir ein Soldat nach: „Er geht etwas verstecken." Selbst in Gesprächen mit Gelehrten von hohem Ansehen traten gelegentlich deutschfeindliche Äußerungen hervor. Ein Geologe, der lange Zeit in Indien tätig gewesen ist, hatte die Unart, in meiner Gegenwart vom verrückten Kaiser zu reden, der an Größenwahn litte. Er suchte auch deutsche Kollegen zu verdächtigen. Ich habe mich seither überzeugen können, daß er das, was er mir über einen verstorbenen Tübinger Professor gesagt hat, vor Jahren bereits in einem offiziellen

Schreiben an die Tübinger Universität hat zurücknehmen müssen.

Eine gewisse Sorge machte uns, Professor Maas und mir, daß sich bei den maßgebenden Kreisen der Assoziation mehr und mehr die Ansicht verbreitete, wir müßten nach London fahren, da wir dazu durch unsern Geleitbrief genötigt seien. Namentlich ein Gönner trat mit dieser Meinung sehr entschieden hervor. Wir hatten von dieser eigenartigen Auffassung unsrer Geleitbriefe bereits auf dem Wege nach Aden gehört, und als dort ein Hauptmann unsre Papiere prüfte, hatten wir ihn gefragt, ob Bedenken dagegen bestünden, daß wir in Port Said das Schiff verließen. Er verneinte dies ganz entschieden. Nun frugen wir den Kapitän. Auch dieser hatte nach Prüfung der Geleitbriefe keine Bedenken. Doch wisse er nicht, wie die Situation in Ägypten sei. Diese erschien uns in der Tat sehr verworren. In Aden hatte ein Mitreisender gehört, daß Belagerungszustand über das Land verhängt sei, während andre behaupteten, es sei in Krieg mit Deutschland verwickelt. Eine weitere Frage war, ob wir in Port Said das holländische Schiff erreichen würden, das uns nach Genua bringen sollte, denn wir waren um einen Tag zu spät, weniger wegen der großen Umwege, die wir gemacht hatten — diese hatten wir durch gesteigerte Geschwindigkeit wett gemacht —, als wegen der langen Aufenthalte in Colombo und Bombay. Mit großer Freude erfüllte uns daher, als wir vor dem Eingang in den Golf von Suez die „Königin Emma" überholten und einen Vorsprung vor sie gewannen. Es kam nun die mit prächtigen Uferlinien umsäumte Insel Schadwan in Sicht, und es tauchten in der Abendsonne glühend die zackigen Gipfel des Sinai auf.

Am nächsten Morgen lag die „Morea“ in aller Frühe auf der Reede von Suez, und es erfolgte die vorgeschriebene medizinische Inspektion. Die Passagiere versammelten sich in den Gewändern, in denen sie zum Bad zu wandern pflegten, im Salon und warteten. Eine Dame lugte einen Augenblick herein und die Inspektion war vollendet. Ein Telegramm von uns beiden Deutschen an den Agenten der holländischen Linie in Port Said wurde vom Kapitän ans Land gegeben. Wir hörten durch Leute, die an Bord kamen, daß wirklich in Ägypten Belagerungszustand herrsche, aber kein Krieg gegen Deutschland.

Bei Tage ging es durch den Kanal, so langsam, daß ein Kamelreiter eine Zeitlang mit uns Schritt halten konnte. Wir begegneten vormittags nur wenig Schiffen, und hatten nur dem englischen Kriegschiff „Minerva“ auszuweichen, das im Kanal stationiert war. Im tiefen Einschnitte nördlich Ismailia wurde noch fleißig an der Verbreiterung gearbeitet. Scharen von Fellachen gruben an der Böschung, und Esel zogen lange Züge von Loris beladen mit Sand weiter. Hier auch sahen wir indische Truppen, Gurkhas, zum Schutze des Kanals aufgestellt. Es sollten ihrer 6000 sein. Einer ihrer Offiziere grüßte, aber dem Indier ward kein Dank. Irgendwelche Batterieen waren nicht zu sehen; offenbar war die englische Okkupation erst seit kurzem erfolgt. Großartige Farbeneffekte löste der Sonnenuntergang aus. Die Sandwüste im Osten wurde in violette Farbentöne getaucht, aus denen die einzelnen Dünenkämme scharf hervorleuchteten. Der Himmel im Westen aber erglühte in roten Farben. Dann ward es dunkel, und der Mond breitete sein kaltes Licht über das Land, in dem tausend und aber tausend von Zikaden zirpten. Nun begegneten wir

der „India“ der Peninsular und Oriental Linie und der „Orsova“ der Orientlinie. Den letzteren Dampfer hatte ich bei seiner Ausfahrt von Australien kurz nach Ausbruch des Krieges gesehen; nun kehrte er offenbar recht gut besetzt wieder dahin zurück.

Es war kurz vor Mitternacht, als wir in Port Said einliefen. Der Hafen war voller Schiffe. Eine mächtige englische Transportflotte lag da. Man sagte 39 Fahrzeuge. Sie hätte Indier nach Ägypten gebracht. Die Stadt war auffällig tot. Die Straßen finster, die Läden dunkel, keine Musik erklang wie sonst in diesem unsolidesten aller Hafenorte. Der Kapitän ließ dem Agenten der Gesellschaft erklären, daß er kein Bedenken irgendwelcher Art gegen unsre Landung habe. Aber es war nicht die ersehnte Mitteilung von der holländischen Agentur gekommen. Offenbar war unser Telegramm nicht bestellt worden. Bald hörten wir, daß wir ja nicht versuchen möchten ans Land zu gehen, wir würden die größten Schwierigkeiten haben. In der Tat bestätigte uns ein Bekannter, der an Bord kam, daß England nunmehr unbedingter Gebieter in Ägypten sei. Es habe den Suezkanal ganz in seine Hände genommen, nachdem versucht worden sei, einzelne große Baggermaschinen zu versenken, um die Fahrstraße unpassierbar zu machen. Man habe Araber mit Dynamitpatronen verhaftet. Diese Nachricht kam aus englischer Quelle, mußte daher mit Vorsicht aufgenommen werden. Dazu mahnte auch ein Reuter-Telegramm, das an Bord kam. Es berichtete von einem gewaltigen Siege der Russen bei Augustowo, 70 000 Deutsche seien getötet worden. Ein an Bord befindlicher englischer Offizier verkündete diese Nachricht so oft er meiner gewahr ward. „70 000 Deutsche getötet,“ rief er laut. Es handelt sich hier offenbar um jene

Kämpfe bei Augustowo, über welche ein deutsches Telegramm am 3. Oktober wie folgt berichtete:

„Im Osten sind das dritte sibirische und Teile des zweiundzwanzigsten Armeekorps, welche sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigem erbitterten Kampf bei Augustowo geschlagen worden und 2000 unverwundete Gefangene, eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre wurden erbeutet."

Über Ägypten hörte ich nur sehr wenig. Die englischen Freiwilligen, die nach Kairo gebracht wären, hätten dort nicht gut getan. Der ägyptische Zensor, der in seinem schottischen Kilt einen Bekannten an Bord besuchte, trat jener Nachricht allerdings entschieden entgegen, aber das war kein Grund an ihr zu zweifeln. Als mein Tischnachbar in meiner Gegenwart es erzählte, sagte ihm eine englische Dame: „Ich bedaure sehr, daß Sie Nachrichten, welche die englischen Truppen herabsetzen, in Gegenwart eines Deutschen erzählen." Seither hat der Doktor kein Wort mehr bei Tische gesprochen. Die Beamten aus dem Sudan, welche in Port Said an Bord gekommen, verrieten nicht die leiseste Beunruhigung ihres Wirkungsfeldes, und als Ende November der Geologe von London dorthin zurückkehrte, äußerte er keinerlei Besorgnis wegen der Eingeborenen; sie hätten keine Waffen.

Es war sehr richtig gewesen, das Schiff in Port Said nicht zu verlassen. Die sofortige Verhaftung wäre die Folge gewesen, und noch hinterher mußte der Kapitän in Malta telegraphisch die bestimmte Erklärung abgeben, daß wir während des Aufenthalts in Port Said das Schiff nicht verlassen hätten. Die Hoffnung, einen neutralen Hafen zu erreichen, konnte nun nur noch von Malta aus verwirklicht werden, wohin die

„Morea“ ihren Kurs richtete, indem sie das Anlaufen von Marseille aufgab. Auf der Fahrt nach Malta machte sich ein bemerkenswerter Wechsel in der Stimmung unsrer Mitreisenden geltend. Hatten sie uns bis Port Said geradezu davor gewarnt, über Italien heimzureisen, und stets betont, daß wir am besten über London heimkehren würden, wo uns gewiß die größte Förderung zuteil werden würde, begann man nun auf einmal Schwierigkeiten zu sehen. Der Gönner meinte, wir hätten unterwegs sehr viel gesehen, und könnten die wichtigsten Nachrichten nach Deutschland bringen. Es läge daher nicht im Interesse Englands uns ziehen zu lassen. Andre sagten, daß sie von den Schwierigkeiten gelesen hätten, die reisende Engländer in Deutschland nach dem Kriegsausbruch gehabt hätten. Es sei daher anzunehmen, daß man unsrer Heimreise gleichsam vergeltungsweise Schwierigkeiten bereiten könne. In der Tat enthielten die englischen Zeitungen, die in Port Said an Bord gekommen waren, Schilderungen einzelner Engländer, die in Deutschland gelegentlich ihrer Heimreise zeitweilig die Bekanntschaft von Gefängnissen gemacht hatten. Aber keine Silbe verriet, daß die Rückkehr von Tausenden von Deutschen aus England einfach unmöglich gemacht worden war, wie viele dort verhaftet worden und ohne weiteres in die Camps gebracht worden sind. Die Wohlwollendsten hüllten sich in Schweigen und sagten, sie wüßten gar nicht, wie die Lage in England sei. Ein Sohn hatte seinen Eltern geschrieben, daß jeder Soldat irgend jemanden verhaften könne; das war dahin ausgelegt worden, daß Standrecht in England herrsche. Ein Mathematiker gab mir eine englische Zeitung mit eingehender Schilderung der von den Deutschen in Belgien verübten Greueltaten in die Hand, und wünschte meine

Meinung zu wissen. Ich erklärte ihm, daß ich erst die andre Seite hören müßte. Dies ist aber erst spät in Deutschland möglich gewesen. Erst nach meiner Heimkehr habe ich Authentisches über die zahlreichen Kämpfe zwischen deutschen Soldaten und den Franktireurs in Belgien und Frankreich gehört. Eine englische Übersetzung von Bernhardis Buch über Deutschland und den nächsten Krieg kam an Bord. Sie ging von Hand zu Hand, und aufmerksamst gelesen, wurde sie eine Quelle zum Verständnis für das neue Deutschland. So entwickelte sich eine gewitterschwüle Stimmung an Bord, und jeden Abend gab es ein Gewitter am Himmel, mächtige Blitze zuckten, heftiger Donner rollte.

An einem schönen hellen Morgen lief die „Morea" am 12. Oktober in La Valetta ein, und vertaute sich im Quarantänehafen. Es dauerte lange, bis etwas wegen der Landung der Passagiere entschieden war. Die Engländer und Franzosen durften die Stadt besuchen; die andern Passagiere mußten an Bord bleiben, was im Rauchsalon besonders verkündet wurde. Abends sollte ein italienischer Dampfer nach Syrakus gehen. Wir hätten am nächsten Morgen in Italien sein können. Wir baten den Gouverneur in einem Briefe, uns übersteigen zu lassen, aber diese Erleichterung der Schiffahrt wurde uns nicht gewährt. Noch ehe die Antwort eingelaufen war, setzte sich der Präsident einer guten Eingebung folgend hin und schrieb dem Gouverneur, er möge uns das Umsteigen erlauben, und uns unter militärischer Eskorte zum italienischen Schiffe bringen lassen. Wie herzlich dankbar waren wir beide für diesen unerwarteten Schritt; aber der Gouverneur erklärte, nicht kompetent zu sein, so etwas könne nur in London entschieden werden. Ein italienischer Kollege hingegen erhielt die

Erlaubnis ohne weiteres. Aber er durfte keine Zeile von uns mitnehmen. Es wurde ihm auf das strengste untersagt, irgendwelche Briefschaften nach Italien mitzunehmen; nur Grüße an die Unsern hat er mitgenommen, und ihnen geschrieben. So kamen die ersten Nachrichten über uns von Rom nach Haus.

Während die Mitreisenden die Stadt besichtigten, saß ich wieder müßig auf Deck angesichts der interessantesten Dinge. Malta ist ein Hafen nach der Art von Sydney. Ein Tal mit allen seinen Verzweigungen ist nahezu bis zu deren äußersten Spitzen unters Meer getaucht, und so ist eine recht verästelte Bucht entstanden, in welche die größten Schiffe bequem einlaufen können. Ich griff zu einer englischen Zeitung von Malta. Ein langer Leitartikel beschäftigte sich mit unserm Kaiser, diesen auf das widerlichste verunglimpfend. „Wissen Majestät, was Ehre ist?“ wurde gefragt, nachdem der Bruch der belgischen Neutralität breitgetreten war, und dann wurde die Zerstörung der Universität Löwen eingehend behandelt, welche nicht bloß wie die deutschen Universitäten Gelehrte erziehe, sondern auch Charaktere bilde. Ich war platt vor Erstaunen, daß so etwas gedruckt werden könne, noch dazu in einem Organ, welches das Engländertum in Malta gegenüber den dortigen Italienern zu betonen hat.

Kurz nach Mittag ging es wieder in See. Entlang der Nordküste von Malta und dann an der von Gozzo. Abends erschien das Licht der italienischen Insel Pantelleria; aber das neutrale Gestade, nach dem wir uns sehnten, blieb den Blicken entzogen. Am nächsten Morgen passierten wir die Nordkaps von Tunis. Es kamen die Felszacken der Galiteinseln in Sicht, also französischer Besitz. Von den Bergen Algeriens sahen

wir fast nichts. Zahlreiche Torpedoboote kreuzten abends in der Nähe von Algier unsern Weg. Am nächsten Abend, am 12. Oktober passierten wir dicht bei Almeria. Man sah die Lichter mit bloßem Auge, die Häuser mit dem Glase, und am nächsten Morgen liefen wir in die Bucht von Algeciras ein. Angesichts von Gibraltar gingen wir in den spanischen Gewässern vor Anker. Aber ein Ausschiffen nach der dicht benachbarten neutralen Küste war ausgeschlossen, ebenso wie ein Besuch der englischen Stadt. Die von dort zurückkehrenden Passagiere brachten die Nachricht: Antwerpen von den Deutschen genommen! „Sie haben einen Erfolg gehabt," meinte ein Bekannter zu mir. Es war ein Lichtblick in trüber Zeit, obwohl das Telegramm ganz und gar nicht erkennen ließ, was alles mit Antwerpen erobert worden war.

Bald nach Mittag verließen wir Gibraltar und fuhren dicht an der Südküste des südlichsten Spanien entlang, vorbei am hochummauerten Tarifa. Auf der kleinen Feste von Punta Maroqui standen spanische Soldaten neben sehr altertümlichen Kanonen Schildwache. Höher und höher hob sich die Sierra Buliones auf der afrikanischen Seite empor und ihr gegenüber die Sierra de la Luna. Schließlich standen sich die beiden Gebirge einander gegenüber und zwischen ihnen zog sich die Straße hindurch. Ich ging ausnahmsweise auf den zweiten Platz und setzte mich am Heck nieder, um mir das großartige Bild tief in die Seele zu prägen. Erinnerungen stiegen an eine Reise empor, die ich 1892 auf der Südseite der Straße von Tanger nach Tetuan und von dort nach Ceuta gemacht hatte. Ihr Itinerar hat Gentil für seine Karte von Marokko verwendet. Während ich dasaß, versunken in die Landschaft und in Erinnerungen, gesellte sich zu mir

ein Mitreisender, der sich mit den stotternden Worten einführte: „Sie haben viel Feinde an Bord . . .“ „Ich Feinde, warum?“ Man hasse die Deutschen, fuhr der Mitreisende fort, aber er hasse sie nicht, denn er sei Sozialdemokrat, und liebe alle Völker, nicht bloß die Engländer; aber den deutschen Kaiser hasse er, denn der habe den Weltkrieg entfacht. Ich meinte, daß der Krieg nicht von Deutschland, sondern von Rußland ausgegangen sei. Dort läge der Alpdruck für Europa und für europäische Kultur. Dem wurde nicht widersprochen. Aber das ungünstige Urteil über den Kaiser war nicht zu bannen. „Wissen Sie nicht, was er für die Arbeiter getan hat? Haben Sie nichts von unsrer deutschen Arbeiterversicherung, Krankenversicherung, Invaliditätsversicherung gehört?“ fragte ich. Das habe der Kaiser nicht aus freien Stücken getan, sondern unter dem Druck der Arbeitermassen, die ihr Recht verlangt hätten. Haben diese Massen aber ihr Recht in England erhalten, frug ich. „Wir werden es uns erkämpfen,“ war die Antwort.

So dachte man am zweiten Platze über den Kaiser. Im Salon des ersten Platzes war einige Abende vorher eine alte Dame, die den Doktor für ihre beiden Hunde viel in Anspruch nahm, auf mich zu gekommen, und hatte mir ein pietistisches Blatt vorgelegt, in welchem unser Kaiser abgebildet war als Antichrist. „Was sagen Sie dazu?“ meinte die alte Dame. Ich machte ihr eine Verbeugung und ließ sie stehen. Seither wurde die Dame von den andern Frauen unsres Platzes gemieden.

Langsam sanken die Eckpfeiler der Straße von Gibraltar unter das Meer; das Kap von Trafalgar tauchte auf, und weckte bei den Engländern ruhmreiche Erinnerungen.

Es ging weiter an den Küsten Portugals entlang. Vor dem Hafen von Lissabon fuhr ein englischer Kreuzer. Das hochgelegene Cintra wurde sichtbar. Uns Deutschen wurde aber sicherer und sicherer, daß wir bei der Landung in London auf Schwierigkeiten stoßen würden. Wir hatten deswegen schon des öfteren mit den leitenden Männern der Assoziation gesprochen. Sie hatten sich immer sehr zugeknöpft verhalten, und nun erhielten wir ein Schriftstück, das uns als Ausweis gegebenenfalls dienen könnte; darin wurde uns bezeugt, daß wir 1913 eingeladen worden seien, an der Versammlung der Britischen Assoziation in Australien teilzunehmen, daß wir vor Ausbruch des Krieges Europa verlassen hätten, nun auf der „Morea" heimreisten und im Besitze eines Geleitbriefes bis London seien.

Weiteres war nicht gesagt. Es war klar, daß wir bei Schwierigkeiten in London nicht auf die Unterstützung durch die Assoziation rechnen durften und auf uns selbst angewiesen waren.

9 Zurückgehalten in London

Es war echtes Kanalwetter, als die „Morea" am Morgen des 16. Oktober ihren Kurs von der Westspitze Frankreichs nach Plymouth richtete. Stellenweise lag Nebel auf dem Wasser, stellenweise lugte die Sonne durch. Es war viel kühler als im Mittelmeere, und ich dachte, wie es in Flandern sein möge; denn dort mußte der Kampf toben. Bald nach dem Frühstück trat aus dem leichten Nebel mit einem Male ein Schiff hervor: dunkelgrau angestrichen kennzeichnete es sich als ein Kriegsfahrzeug. Es kam direkt auf uns zu. Ein Schuß fiel. Wir hielten und erkannten einen franzö-

sischen Hilfskreuzer. Er frug durch Signale die „Morea“ nach Herkunft und Namen und steuerte dann gegen das Heck des Schiffes, um hier Namen und Heimat des Schiffes zu lesen. Bald kam der Dank für die gegebene Auskunft und die Bitte, die Störung zu entschuldigen. Es ging weiter — bald durch Nebel, bald durch Sonnenschein. Kurz nach Mittag kam die cornische Küste westlich von Plymouth in Sicht; vor ihr lagen Fischerboote. In der Bucht von Cawsand gingen wir unweit des Wellenbrechers vor Anker. Zwei Tender übernahmen die englischen Passagiere mit ihrem reichlichen Gepäck und die Post. Ein Offizier in Kaki kam an Bord, zwei Mann in Feldausrüstung blieben auf dem Tender mit scharfem Auge auf die „Morea“. Einige meiner zahlreichen Bekannten drückten mir zum Abschied die Hand, andre grüßten vom Tender — viele sahen mich nicht. Drei bekannte Frauen kamen zu mir auf das Oberdeck, um mir Lebewohl zu sagen. Die besorgte Art, in der sie mir glückliche Heimkehr wünschten und Grüße an meine Frau mitgaben, ließ keinen Zweifel darüber, daß sie fürchteten, meiner Heimkehr könnten sich Schwierigkeiten entgegenstellen. Ein junger Fant, mit dem ich auf der ganzen Reise kein Wort gewechselt, verabschiedete sich mit den Worten: „Ich hoffe, meine Landsleute werden Sie in England ebenso behandeln, wie die Deutschen die Engländer behandelt haben.“

„Dann werde ich sicher gut heimkommen,“ entgegnete ich, „ebenso wie die beiden Kapitäne der von der ‚Emden‘ versenkten englischen Schiffe, welche auf der ‚Morea‘ heimreisten, und welche eben den heimischen Boden betreten.“

Zwei Stunden lang dauerte das Ausschiffen der 200 bis 300 Passagiere. Währenddem ließ ich den Blick

auf die malerisch an das Gestade geklebten Häuser von Cawsand und Kingsand schweifen. Dort war ich vor genau sieben Jahren mit meiner Tochter gewesen. Wie wohl hatten wir uns damals in England gefühlt und wie viele Freunde gewonnen. Jetzt waren das Feinde. Das Laub der Buchen, die in dichten Gruppen bis zum Meere herabsteigen, hatte sich bereits etwas gebräunt. Es war Herbst geworden in Europa, das ich im Frühsommer verlassen hatte. Dazwischen war die Winterreise in Australien und der Ausbruch des Krieges. In zitternden Umrissen lag Plymouth im Norden. Auf dem Felsen des Hoe die Biologische Anstalt, mit der das Museum für Meereskunde bisher freundliche Beziehungen unterhalten hatte, daneben die Zitadelle, dahinter das Häusermeer der Stadt. Stonehouse und Devonport waren nicht sichtbar, und man konnte — draußen vor dem Wellenbrecher liegend — nicht ahnen, daß Tags zuvor eine große Transportflotte dort eingelaufen war, die 30 000 kanadische Freiwillige nach England gebracht hatte. Sie waren bereit, gegen Deutschland zu kämpfen, aber zuvor mußten sie noch militärischen Drill erhalten und Disziplin lernen. Dann und wann habe ich in London die Kanadier gesehen: sie wurden immer mit Jubel begrüßt. Auch von ihren Messeraffären habe ich in der Zeitung gelesen. Unter ihnen sind auch Slawen, die in Kanada eingewandert sind. Es sind nicht nur Briten, die für England kämpfen.

Endlich lichtete die „Morea" wieder die Anker und schlug den Kurs nach der Südspitze von Devonshire ein. Nicht lange dauerte es, und Bolt Head kam in Sicht, dann Prawle Point; dazwischen öffnete sich die Bucht von Salcombe. Im Frühjahr 1914 war ich dort mit meinen Studenten gewesen. Eine Autofahrt

hatte uns bis auf die Höhe über Salcombe gebracht; dann waren wir herniedergestiegen zur weit sich verästelnden Bucht und waren mit einem kleinen Dampfer mit der Flut bis an das obere Buchtende nach Kingsbridge gefahren. Heller Sonnenschein lag damals auf dem Lande, und in vollen Zügen genoß ich mit meinen Schülern die Reize der südenglischen Landschaft mit ihrer üppigen Vegetation dicht unten am Meere. Wir studierten die Entstehung der Bucht. Ein kleines Tal ist fast bis zu seinem Ursprung unters Meer getaucht, dieses aber warf davor eine Barre auf, die den herrlichen Hafen größeren Schiffen verschließt. Heute braute Nebel über der Bucht, und gespensterhaft starrten Bolt Head und Prawle Point in den düstern Abendhimmel. Bald ward es dunkel. Der letzte Abend einer Seefahrt von fast sechs Wochen kam. Wir waren nur noch wenige Passagiere an Bord — wir beiden Deutschen mit einem einzigen Engländer an einem Tische, zwei französische Familien an einem andern. Sie kehrten heim; die Männer wollten für ihr Vaterland kämpfen. Aber sie wußten nicht, ob sie ihre Heimat in Lille würden erreichen können. An einem dritten Tische einige Engländer, darunter ein pensionierter älterer Oberst, der von Australien kam, um sich der englischen Armee zur Verfügung zu stellen. Oft haben wir zusammen auf Deck promeniert. Er war ein Mann von liebenswürdiger Art; aber die Freunde der Friedensbewegung waren ihm ein Greuel, ebenso wie alle internationalen Übereinkommen. Im Kriege tut man, was notwendig ist, war sein Grundsatz. Er verjüngte sich förmlich an Bord und freute sich auf den Kampf. Bei uns saß ein Professor der Tropenhygiene aus London. Er kehrte von einer weiten Reise nach China heim. In

Ägypten hatte er das Schiff bestiegen. Er nahm sich uns beider Deutschen teilnehmend an und gab uns manche praktischen Winke.

Früh am Morgen des 17. Oktober passierten wir Dover. Bald tauchten die Häuser von Ramsgate auf. In weitem Bogen ging es um das North Foreland herum, hinein in den breiten Mündungstrichter der Themse. Er war von zahlreichen Schiffen belebt, und wären nicht die vielen Torpedoboote gewesen, so hätte man meinen können, es herrsche Frieden. Sheerneß wurde sichtbar. Darüber hoch in den Lüften ein Flieger. Am andern Ufer Southend. Hier, wo sich der Mündungstrichter verengt, kam ein Boot auf uns zu. „Sind Deutsche an Bord?“ wurde zur Kommandobrücke hinaufgerufen, und als dies bejaht wurde, wurde ein Brief hinaufgehißt. Kein Zweifel — er betraf unsre Landung. Aber niemand sagte uns, was bei der Landung mit uns Deutschen erfolgen würde, obwohl man uns versprochen hatte, jedwelche Auskunft zu geben. Bald darnach gesellte sich ein Herr in braunem Regenmantel zu mir, den ich bisher auf dem Schiffe nicht gesehen hatte. Er frug mich, ob ich Professor Penck sei, und als ich dies bejahte und bestätigte, Deutscher zu sein, meinte der Herr, daß ich ohne spezielle Erlaubnis nicht ans Land gehen könnte. Aber es würden keine Bedenken bestehen, daß ich mit ihm nach London zum Scotland Yard ginge — selbstverständlich freiwillig, und beileibe nicht als Gefangener. Ich hatte natürlich keine Bedenken; denn in Feindesland bietet unter Umständen die Polizei die größte Sicherheit. Nach einer Weile erschien dann ein zweiter Herr, gleichfalls im braunen Regenmantel und führte sich in ähnlicher Weise bei mir ein. Beide Herren kümmerten sich dann auch um Professor Maas, und

auch dieser willigte unbedenklich ein, freiwillig mit zur Londoner Polizeidirektion zu gehen.

Endlich nach Mittag lag die „Morea" im Dock von Tilbury. Wir hatten von unsrer bevorstehenden Landung den amerikanischen Botschafter unterrichtet und ihn gebeten, für alle Fälle jemand zum Schiffe zu senden. Aber niemand war da, der nach uns ausschaute. Unser Brief war zu spät gekommen. Polizeibeamte kamen an Bord und stellten im Salon der zweiten Klasse die Erlaubnisscheine zur Landung den fremden Passagieren aus, deren nicht wenige am zweiten Platze waren. Wir beide Deutsche erhielten sie nicht. Unser nahmen sich die beiden Herren in den braunen Regenmänteln an und hatten namentlich genau acht auf unser Gepäck. Das von Professor Maas war bald da; aber meine großen Gepäckstücke wollten und wollten nicht kommen. Der Gepäckraum war längst leer, in dem sie gestanden, aber sie wurden nicht sichtbar. Endlich drückte ich dem Steward ein Geldstück in die Hand, und es wurde ein Seitenverschlag geöffnet — da standen meine beiden Koffer und meine Steinkiste unter besonderem Verschluß. Die Zollrevision wurde glatt erledigt. Unsre beiden Gefährten erklärten, daß wir nichts Zollpflichtiges hätten, und so wurde unser Gepäck gar nicht geöffnet. Dann ging es mit der Bahn nach London, vorbei am Schießlager zwischen Barking und Rainham, hinein in das Häusermeer der Riesenstadt. Auf den Straßen reges Leben wie sonst. Auffällig nur die vielen kleinen und großen Flaggen an den Häusern. Endlich waren wir im schmutzigen Bahnhofe von Liverpool Street. Die Coupés waren bald entleert, aber nicht die Gepäckwagen. Der schmale Bahnsteig vor ihnen hatte nicht Platz genug, alle die Koffer, Kisten und Kästen aufzunehmen,

die von Australien und Indien gekommen waren. Es mußte der Zug sich etwas verschieben, um neuen Platz zum Ausladen zu gewinnen. Die beiden Herren in den braunen Regenmänteln, die während der Fahrt uns um unsre Kofferschlüssel gebeten, hörten nicht auf, lebhaftes Interesse für unser Gepäck zu bekunden. Sie nahmen dessentwegen einen Omnibus. Endlich ging es zum Scotland Yard.

Aber wie sah London abends kurz nach sieben Uhr aus! Keine leuchtenden Schaufenster, kein Lichtschein von Laternen, sondern nur dann und wann am Himmel ein Aufblitzen der Leuchtkegel von Scheinwerfern. Wir bewunderten unsern Kutscher, wie er den Weg fand, wie er bei Charing Croß durch das Wagengewimmel hindurch kam, um schließlich von White Hall nach dem Scotland Yard einzubiegen. Einer unsrer Begleiter sprang beim Tore ab und meldete unsre Ankunft. Ein sehr liebenswürdiger Herr kam uns dann vor einem Seiteneingang des Hauptgebäudes entgegen. Er sagte zu uns, daß der Assistant Commissioner uns so sehr gern noch heute abend sprechen möchte — aber leider sei er augenblicklich nicht da. Er würde jedoch um halb elf Uhr wiederkehren. Wir möchten in der Zwischenzeit zu Abend essen und uns etwas erholen. Das war uns willkommen, und wir luden den einen der beiden Herren mit braunem Regenmantel ein, mit uns zu essen, um für alle Fälle Schutz zu haben. Bei Pinelo in Wardour Street kehrten wir ein. Da war dasselbe Leben wie sonst. Die Menschen heiter; kaum war Platz zu finden. Kein Anzeichen vom Kriegszustande, der, wie man sich auf der „Morea“ erzählte, in London herrschen sollte.

Um zehn Uhr waren wir wieder in Scotland Yard und harrten im Wartezimmer der Dinge, die da kommen

sollten. Es war still in den weiten Räumen. Jeder Schritt hallte laut wider. Langsam verstrich eine Stunde. Da wurde ich gebeten, zum Assistant Commissioner zu kommen. Am Wege zu seinem Zimmer sah ich, wie eine Rolle eben entwickelter Filme über den Flur getragen wurde; ich meinte Aufnahmen von mir zu erkennen und machte mich auf ein scharfes Verhör gefaßt, obwohl ich keine Ahnung hatte, welche Stellung der Assistant Commissioner bekleide. Er saß vor seinem Schreibtische. Auf diesem sah ich ausgebreitet Karten, Bücher und Photographieen aus meinem Koffer. Am Nebentische saß ein höherer Offizier. Im Halbdunkel des Zimmers stand jener liebenswürdige Herr, der uns bei der Ankunft im Scotland Yard begrüßt hatte. Ich hatte das Gefühl, in einem Privatzimmer zu sein; nur eine Dekoration von Einbruchwerkzeugen auf dem Kamin deutete auf dessen Beziehungen zur Polizei. — Gleich die ersten an mich gerichteten Fragen verrieten einen Mann von weitem Blick und ausgedehnten Kenntnissen. Sie betrafen meine Stellung als Professor der Geographie an der Universität Berlin. Aber mehr noch schien den Assistant Commissioner zu interessieren, daß ich Präsident der Geographischen Gesellschaft von Berlin sei.

„Ich bin stellvertretender Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin."

„Haben Sie da Beziehungen zur Armee?"

„Nicht die geringsten."

„Fertigt die Gesellschaft nicht Karten für den Generalstab?"

„Unser Generalstab macht alle Karten, die er benötigt, selbst."

Der Assistant Commissioner griff nun zu den von mir aufgenommenen Photographieen. Er legte mir

ein Bild vor, auf dem eine hölzerne Eisenbahnbrücke sichtbar war und frug mich, warum ich diese photographiert habe.

„Die Brücke ist nur Hintergrund, es handelt sich um die Picknickpartie im Vordergrunde, die sich um die Frühstückskörbe malerisch gruppiert."

Dann griff er zur Aufnahme eines Eisenbahnschnittes bei Coolgardie im Innern von Westaustralien und frug mich, warum ich die Eisenbahn photographiert habe: man sähe doch nichts, als zwei parallele Geleise.

„Es handelt sich nicht um die Eisenbahn, sondern um die Verwitterung des Gesteins, die im Einschnitte sichtbar wird."

Nun legte er mir ein Bild vor, auf dem man die Bay von Albany überblickte und die Landungsbrücke daselbst: warum ich hier die Hafenanlagen photographiert hätte.

„Das Bild gehört zu einem Panorama, das ich vom Mount Clarence bei Albany aufgenommen habe, um das Verhältnis der dortigen Bai zum Hinterlande zu zeigen. Aus diesem erheben sich einzelne Berge; einzelne Berge entsteigen auch als Inseln dem Meere; an sie hat sich ein gewaltiger Dünenzug angelehnt. Die kleine Landungsbrücke unten ist nur auf dem Bilde, weil die photographische Aufnahme eben alles zeigt, auch Dinge, auf die ich nicht Gewicht lege. Die Bucht von Albany hat mich so sehr interessiert, daß ich von ihr auch ein Panorama gekauft habe, das sich unter meinen Bildern befindet." Dies war dem Chef der Londoner Kriminalpolizei — denn diesem saß ich gegenüber — nicht entgangen. Er hielt mir nunmehr eine Photographie vor, auf der man fast nur Meer sah und frug mich, warum ich die See photographiert habe.

„Es handelt sich nicht um die See, sondern um die kleine Koralleninsel Minikoi, die ich im Vorüberfahren aufgenommen habe: man sieht sie nur als schwachen Streifen."

Der anwesende Offizier bestätigte, daß Minikoi eine bekannte Koralleninsel sei, und ich fügte hinzu, daß ich alle die mir vorgelegten Bilder vor Ausbruch des Krieges bei meinen Fahrten in Westaustralien und auf der Reise dahin aufgenommen habe. Ich hätte aber auch nach Ausbruch des Krieges Bilder aufgenommen, meinte der Assistant Commissioner. Es sei ihm mitgeteilt worden, daß ich bei Newcastle in Neusüdwales emsig photographiert habe. Das hätte ich in der Tat getan, entgegnete ich. Professor David hätte uns dort sehr interessante Dinge gezeigt, und ich hätte in seiner Gegenwart — gleich andern Teilnehmern der von ihm geleiteten Exkursion — davon durch die Kamera so viel als möglich festgehalten.

Ich meisterte meine Erregung darüber, daß meine Tätigkeit gelegentlich einer rein wissenschaftlichen Exkursion, an der ausschließlich Mitglieder und Gäste der Britischen Assoziation teilgenommen hatten, zur Kenntnis der Londoner Polizei in einer mich verdächtigenden Weise gebracht worden war. Es wurden nun alle meine Bilder von Newcastle betrachtet: Ansichten der Stadt, Bilder der Küste, von einem Basaltgang, der das Gestein durchsetzt, von den Strünken von Bäumen aus der Steinkohlenperiode, von verwittertem Gestein, ein auslaufendes Schiff.

Mit Interesse hörte der Assistant Commissioner die wissenschaftlichen Absichten, die mich bei Aufnahme eines jeden Bildes geleitet hätten, sowie schließlich die Bemerkungen, daß über dem Kliffe, an dessen Fuß ich die geologischen Einzelbilder aufgenommen, sich

eine Küstenbefestigung befände. Hierauf frug er mich, weshalb ich die Landkarten bei mir hätte.

„Ich bin ein wissenschaftlicher Reisender, der für die Gebiete, die er durchreist, sich gern mit Landkarten ausrüstet. Jedes Blatt trägt für mich den Charakter einer wissenschaftlichen Erinnerung und betrifft eine Gegend, in der ich gewesen bin."

Da wurde mir eine Karte von Deutsch-Neu-Guinea aus dem deutschen Kolonialatlas vorgelegt: warum ich sie bei mir hätte?

„Weil es bei Antritt meiner Reise meine Absicht war, nach Deutsch-Neu-Guinea zu gehen; des Krieges halber habe ich den Plan aufgeben müssen."

Der Assistant Commissioner erwähnte, daß er vor Jahren an der Küste von Neu-Guinea entlang gefahren sei. Ich saß also einem weitgereisten Manne gegenüber, dessen klarer Blick für geographische Fragen mir verständlich wurde. Er nahm nunmehr die Stadtpläne von Melbourne und Adelaide, die sich in meinem Koffer gefunden hatten und frug, warum ich diese hätte.

„Ich bin in beiden Städten gewesen. Der Grundriß von Adelaide interessiert mich überdies als der einer zielbewußten regelmäßig angelegten Stadt, deren weitere Entwicklung aber nicht nach den ursprünglichen Absichten ihres Gründers sich vollzogen hat."

Während des Verhörs hatte der Offizier sich anhaltend Notizen gemacht, und ich atmete auf, als mir der Chef der Londoner Kriminalpolizei schließlich sagte, er habe sich überzeugt, daß ich ein rein wissenschaftlicher Reisender gewesen sei, und er trüge keine Bedenken, mir die Landung in England zu gestatten. Er fühle sich glücklich, daß er mich nicht als Kriegsgefangenen zu erklären habe, was er nach den ihm zuteil gewordenen Informationen gefürchtet habe, tun

zu müssen, jedoch könne er mir nicht die Weiterreise gestatten. Ich müsse in London zurückbleiben. Hier könnte ich ja ganz ruhig wohnen und von den reichen wissenschaftlichen Schätzen der Stadt Gebrauch machen. Niemand würde mich irgendwie belästigen. Nur müsse ich, wie jeder Deutsche, mich beschränken auf einen Umkreis von 5 englischen Meilen — also 8 Kilometern Radius. Ich dürfte keine Kamera haben — die meine würde auf der Polizei verwahrt werden; auch dürfte ich nicht ein Auto besitzen oder eine Station für drahtlose Telegraphie, oder ein Telephon haben.

Ich äußerte meine Überraschung über diesen Entscheid. Der Assistant Commissioner meinte, ich hätte außerordentlich viel in Australien gesehen — mehr als irgend ein andrer Deutscher, und ich hätte gesehen mit fachkundigem Auge. Ich könnte daher daheim die wichtigsten Mitteilungen machen. Ich entgegnete, daß ich nicht, wie die meisten Deutschen in der Armee gedient hätte, daß also mein Auge für militärische Dinge nicht im mindesten geschärft sei. Darauf käme es nicht an, sagte der Commissioner, ich würde als intelligenter Beobachter die an mich gerichteten Fragen gewissenhaft beantworten und die militärischen Schlußfolgerungen würde der Fragende selbst ziehen.

Wenn dies auch der Fall sei, entgegnete ich, so würden meine Kenntnisse Deutschland wenig nützen; denn Australien läge ganz fern von jedem Kriegschauplatze.

Deutschland habe Kriegsschiffe, wurde mir erwidert, im Indischen und Pazifischen Ozean, ferner ausgezeichnete Anlagen für drahtlose Telegraphie. Es sei daher wohl denkbar, daß die deutschen Schiffe im Pazifik von Deutschland Weisungen bekämen, die auf meinen Informationen beruhten.

Ich wandte weiter ein, daß ich mich in Australien absichtlich nur an geologischen Exkursionen beteiligt habe, um nicht Einblick zu erhalten in wirtschaftlich wichtige Dinge, was bei andern Exkursionen möglich gewesen wäre. Ich sei ferner militärischen Objekten tunlichst aus dem Wege gegangen; ich hätte meine Exkursionen an die Außenküste von Sydney, die mich ebenso wie die Bucht von Sydney vom morphologischen Standpunkte aus interessiert habe, nicht in die Gegend zwischen Port Jackson und Botany Bay gemacht, die mir wissenschaftlich die reichsten Ergebnisse geliefert hätte, sondern sei, weil dort Befestigungen sein sollten, in eine andre Richtung gegangen. Hier äußerte der Assistant Commissioner einen leisen Zweifel, den er aber sogleich wieder fallen ließ. Schließlich bemerkte ich, daß ich die reichen wissenschaftlichen Schätze von London gewiß zu würdigen wisse, aber es läge mir in erster Linie daran, meinen friedlichen Beruf als Professor an einer Universität auszuüben. Da meinte der Assistant Commissioner, das sei kein Grund, mir die Heimreise zu gestatten. Gerade die Professoren an deutschen Universitäten seien die entschiedensten Vorkämpfer für den Krieg und unterstützten die Regierung durch Zeitungsartikel und Erklärungen, die sie in alle Welt verschickten. In der Tat hatten gerade damals die Historiker Delbrück in Berlin und Lenz in Hamburg in der Kölnischen Zeitung etwas über den Krieg geschrieben, was nach England gekabelt worden war. Ich sah, am gegebenen Entscheide war nicht zu rütteln, und es war genau dasjenige eingetroffen, was nicht wenige Mitglieder der Britischen Assoziation, vor allem der Gönner, auf der „Morea" vorausgesagt hatten: Ich wurde zurückgehalten, weil ich zu viel gesehen hatte. Ich kam mir vor wie ein Mann, der zu einem

Festmahle geladen war und beim Heimkehren festgenommen wird, weil der Verdacht bestehe, er habe silberne Löffel mitgenommen, und als sich dieser Verdacht nicht erweisen läßt, nicht freigelassen, sondern festgehalten wird, weil er den Silberschatz des Gastgebers gesehen habe. Aber ich faßte mich und stellte schließlich die Frage, ob ich denn während der gesamten Dauer des voraussichtlich sehr langen Krieges in England zurückgehalten werden sollte. Der Chef der Londoner Kriminalpolizei meinte, er wisse das nicht; persönlich glaube er es nicht. Aber solange als Deutschland Kriegsschiffe im Indischen und Pazifischen Ozean habe, erheische die Sicherheit des Britischen Reiches, mich in England festzuhalten.

Nun wurde Professor Maas gerufen. Der Ärmste hatte eine Stunde lang warten müssen und war währenddem meinetwegen in größter Sorge gewesen. Gleich mir wurde er zunächst nach seiner Universitätsstellung befragt, und als er sagte, daß er Biologe sei und die Aufgaben seiner Wissenschaft kurz skizziert hatte, wurde gesagt, daß er deswegen nicht verdächtig sei. Auch habe man nichts Verdächtiges in seinem Koffer gefunden. Ich war daher der Überzeugung, daß ihm die Weiterreise gestattet werden würde. Aber — mitgefangen, mitgehangen — diese alte Polizeiregel bewahrheitete sich wieder: Es wurde Professor Maas gleich mir nicht gestattet, England zu verlassen. Er habe zwar offenbar nicht irgendwelche Beobachtungen gemacht, welche England schaden könnten, aber er sei mit mir gereist und habe voraussichtlich von mir gehört, was ich gesehen habe. Er könne daher meine Beobachtungen nach Deutschland bringen.

Es war gegen ein Uhr nachts geworden, als das Verhör zu Ende war. Es spielte sich durchaus in den

verbindlichsten Formen ab, und glich mehr einer scharf pointierten Unterhaltung, als einem polizeilichen Verhör. Der Assistant Commissioner erwies sich währenddem als weitblickender, vortrefflich unterrichteter Mann. Immer noch nicht wissend, was seine Stellung sei, frug ich ihn schließlich um seinen Namen. Ich habe dann erfahren, daß er Mitglied der Londoner Geographischen Gesellschaft ist und kürzlich in deren geographischem Journal einen interessanten Aufsatz über verschollene Entdeckungsfahrten im Pazifik veröffentlicht hat. Ich habe dann auch gesehen, daß der Präsident der Londoner hauptstädtischen Polizei den Titel „Commissioner" führt, und daß die ihm Nächststehenden die Assistant Commissioners sind.

Die beiden Detektivs, die, wie sich herausgestellt, uns schon von Plymouth an auf der „Morea" begleitet hatten, harrten unsrer auf den düster beleuchteten Gängen des Scotland Yard und geleiteten uns dann zum Golden Croß-Hotel, gegenüber Charing Croß. Sie versicherten uns unterwegs ihr lebhaftes Bedauern über unser Schicksal und beteuerten uns, daran ganz unschuldig zu sein, wenn unsre Heimreise gestört werde. Im Goldenen Kreuz weilten zahlreiche belgische Flüchtlinge. Gleichwohl fanden wir noch Quartier. Aber an Schlaf war nicht zu denken: die Ereignisse des Abends waren zu überwältigend gewesen — nahe der Heimat waren wir schließlich doch noch gestrandet — in Kriegszeiten mußten wir in der feindlichen Hauptstadt bleiben. — Lange drang der Lärm der vorbeirasenden Autos zu meinem Zimmer empor, und kam etwas Schlummer, so setzte das Glockenspiel der Sankt Martinskirche gegenüber ein: alle Viertelstunden ein Akkord, die vollen Stunden die ganze Melodie.

Es galt, in London seßhaft zu werden. Professor Maas fiel es nicht schwer: einer seiner Freunde hatte ihn für alle Fälle eingeladen, zunächst bei ihm zu wohnen. Ich mußte mir mein Quartier suchen. Selbstverständlich wollten wir nicht weit auseinander ziehen. Ich begleitete ihn daher zu seinem Freunde, und dieser begab sich mit mir auf die Wohnungsuche. Die Stelle, die er empfehlen konnte, war besetzt. Ein andres „Apartment" am Trafalgar Square des Südwestens sagte mir nicht zu; es sah ziemlich herabgekommen aus: die mit Wachstuch überzogenen Sessel zeigten manche klaffende Wunde, aus der das Werg herausschaute. Auch machte der Vermieter ein langes Gesicht als er hörte, es handle sich um einen Deutschen. Zum Glück schrieb er schon am nächsten Tage ab, so daß das mir unsympathische Quartier außer Betracht kam. Ich ging weiter und suchte einen Freund in Chelsea auf. Leider war er auf seinem Landsitz. Nun wanderte ich zu einem befreundeten Geologen. Dort ward mir ein herzlicher Empfang; er habe eine große Überraschung für mich, seine Frau habe von meiner Tochter einen Brief erhalten. Das war die erste Kunde von Haus seit zwei Monaten des Wartens und Harrens, die erste Nachricht seit Ausbruch des Krieges. Ich erfuhr, daß die Meinigen wohlauf waren, und daß sie bis tief in den September hinein in der Sommerfrische in Tirol geblieben waren, wohin sie vor Ausbruch des Krieges gegangen. Das verriet mir, daß geordnete Zustände in Deutschland geherrscht hatten, daß bei Kriegsausbruch keine Panik ausgebrochen und daß man ohne

Angst war, vor dem Heranwälzen der russischen Dampfwalze, die — englischen Nachrichten zufolge — mit unwiderstehlicher Gewalt von Osten herbeikam.

Für meine Unterbringung wußte der Geologe keinen besseren Rat als ein benachbarter gemeinsamer Freund in South Kensington geben könne. Auch hier dieselbe herzliche Aufnahme. Beide Freunde machten sich mit mir auf den Weg, um in der Nachbarschaft Wohnung zu suchen. Aber auch in dem wohlempfohlenen Boarding House trug man Bedenken, den Deutschen aufzunehmen, und es ging der erste Tag — allerdings ein Sonntag — in London zu Ende, ohne daß ich ein Quartier gefunden hätte. Aber ich hatte gesehen, daß die Londoner Freunde dieselben guten Menschen geblieben waren, und es stand fest, daß ich mich in ihrer Nähe in South Kensington einmieten müsse.

Am nächsten Tage, dem 18. Oktober, gelang dann die Seßhaftmachung. Zunächst formell. Ich mußte mich als „alien enemy", als fremder Feind registrieren lassen. Der Inspektor vom Scotland Yard holte mich ab und führte mich zum nächsten Polizeiamt. Man trug meinen Namen in die große Liste der fremden Feinde ein, und ich bekam einen Ausweis, der mir zur Legitimation diente. Dann ging ich wieder nach South Kensington. Ich hatte gehört, auf der Geographischen Gesellschaft seien Nachrichten für mich. Der Generalsekretär empfing mich in gewohnter Herzlichkeit und ließ sich teilnehmend die Geschichte meiner Strandung erzählen. Dann ging ich zum Freunde in South Kensington. Er hatte Umschau nach Wohnungen gehalten. Der amerikanische Besitzer eines Boarding Houses wollte mich aufnehmen. Aber sein Haus sagte mir nicht zu. Mir gefiel mehr ein kleines Hotel an einem der Gärten, welche das Häusermeer von South Kensington unter-

brechen. Aber würde man den Deutschen nehmen? Das Bürofräulein lud uns ein, ins Besuchszimmer einzutreten, und sagte dort, daß sie nicht glaube, daß der Wirt einen Deutschen nicht aufnehmen würde: Er sei selbst ein Deutscher. Rasch wurde ich mit ihm eins. Ich nahm ein geräumiges Zimmer mit Ausblick auf den Garten und zog bereits am Abend ein. Tags darauf holte ich mein großes Gepäck von der Polizeidirektion ab. Ich erhielt alles bis auf meine Karten, Photographieen, einige Bücher und den photographischen Apparat, was in weiterer Verwahrung blieb. Anstatt einiger Nummern australischer Zeitungen, die ich mitgenommen hatte, bekam ich allerdings, vielleicht aus Versehen, die neuesten Nummern Pariser Blätter. Bald kam ein herzlicher Brief von einem lieben Freunde aus dem Nordwesten Londons. Er hatte telephonisch von meinem Mißgeschick gehört, und war seitdem unermüdlich tätig, mir meine Lage zu erleichtern.

Bald zeigte es sich, daß ich im großen London nicht verloren war. Alte Freunde kamen mich zu besuchen. Leider konnte ich mehreren den Besuch nicht erwidern, da sie weiter als 5 englische Meilen von mir wohnten, weiter als rund 8 Kilometer durfte ich mich ja vom Barkston Garden Hotel nicht entfernen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, zu 2000 Mark Strafe verurteilt zu werden. Auch gewann ich Stätten für wissenschaftliche Tätigkeit. Die Hoffnung allerdings, in der Königlichen Geographischen Gesellschaft arbeiten und deren reiche Schätze an Büchern benutzen zu können, erwies sich als trügerisch. Der Präsident ließ mir schreiben, „daß er, obwohl er aufrichtig Anteil an meiner Lage nähme, doch es nicht für rätlich erachte, wenn ich freien Gebrauch vom Hause der Gesellschaft mache,

da diese in enger Beziehung zum Kriegsministerium stehe". Diese letztere Tatsache machte mir mit einem Male die Frage verständlich, welche der Chef der Londoner Kriminalpolizei an mich betreffs der Beziehungen gestellt hatte, die ein Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde mit dem Generalstabe haben könne. Die Londoner Gesellschaft erhält eine namhafte Subvention seitens der britischen Regierung, um Karten ankaufen zu können, hat aber dafür die Verpflichtung, die Kartenschätze im Kriegsfalle der Regierung zur Verfügung zu stellen. Wäre mir dies vorher bekannt gewesen, so hätte ich mich natürlich gar nicht um die Benutzung der Bibliothek der Gesellschaft bemüht, obwohl ich deren auswärtiges Mitglied bin. Unter solchen Umständen war klar, daß ich das Haus zu meiden hatte, in dessen Eingangshalle mein Name in großen Lettern als letzter eingeschrieben ist, der die Stiftermedaille der Gesellschaft erhalten hat. Die Berliner Gesellschaft für Erdkunde hat keine ähnliche Förderung seitens der deutschen Regierung, aber auch keine ähnliche Verpflichtung. Ihre größere wissenschaftliche Unabhängigkeit spiegelt sich auch während des Krieges: sie faßt weder Aufteilungspläne von Europa ins Auge, noch hat ihr Präsident den Feind als Barbaren bezeichnet.

Mehr Glück hatte ich in der benachbarten Bibliothek des Science Museums. Ich habe dort oft studiert und habe dieselbe Förderung seitens der Angestellten erfahren, wie jeder britische Besucher. Auch die Bibliothek der Geologischen Gesellschaft stand mir bald zur Verfügung. Ihr Präsident schrieb mir: „Auf Grund eines einstimmigen Beschlusses übermittle ich Ihnen als unserm geschätzten auswärtigen Mitgliede die herzliche Einladung, jeden möglichen Gebrauch von

den Hilfsmitteln der Gesellschaft während Ihres jetzigen Aufenthaltes in London zu machen. Der Bibliothekar wird Ihnen immer sehr gern behilflich sein." Manchen Tag habe ich in der Bibliothek der Gesellschaft gesessen, während vor den Fenstern des Burlington-Hauses das geräuschvolle Leben von Piccadilly vorbeiflutete.

Auch für häusliche Arbeit war gesorgt. Auf mein Ansuchen wurden mir vom Assistant Commissioner im Scotland Yard die von mir in Australien aufgenommenen Photographieen ausgefolgt. Sie waren auf der Polizei in heillose Unordnung gebracht worden; es war nicht leicht, die einzelnen Bilder wieder zu bestimmen und richtig zu etikettieren.

Aber der Sinn für wissenschaftliche Tätigkeit war kein sehr großer. Zwei Fragen beschäftigten mich: Der Krieg, und: Wann werde ich heimkehren können. War eine Arbeit, die ich las, nicht gerade sehr fesselnd, dann schweiften die Gedanken von ihr immer wieder zu jenen beiden Fragen, und ich habe alsbald Zerstreuung gesucht. Meine früheren Besuche in London hatten in der Regel den Charakter von Geschäftsreisen getragen, die für die Besichtigung von Museen keine Zeit ließen. Jetzt konnte ich die reichen Schätze des Britischen Museums genießen, die National Gallery of Arts erschloß mir die englischen Maler des 18., die Tate Gallery deren Meisterwerke des 19. Jahrhunderts. Noch waren nicht, wie seither geschehen, die größten Schätze in den Kellern verborgen. Des öfteren genoß ich die kunstgewerblichen Reichtümer des Victoria and Albert Museums. Häufig war ich im Naturhistorischen Museum, selbstverständlich auch oft im Science Museum, das so viele Anregungen für die Art der Ausgestaltung des Museums für Meereskunde in Berlin gegeben hat, und

seither manches aufgegriffen hat, was letzteres geschaffen.

Lebhaft war der Wunsch, mit gleichdenkenden Menschen zusammenzukommen. Was ich im Laufe des Tages um mich herum sah, war ja vielfach unerfreulich oder häßlich. Die Zeitungsjungen riefen die neuesten Niederlagen der Deutschen aus, priesen das Gemetzel an, das die unbesiegbaren Briten angerichtet haben sollten. An jeder Straßenecke Plakate, die zur Rekrutierung einluden, oft mit Schmähungen gegen Deutschland. Eine Woche lang mußte ich auf dem Trottoir über ein Gemälde des „verrückten Kaisers" hinweggehen, das ein brotloser Künstler allmorgendlich mit farbiger Kreide erneuerte. Allerdings waren alle Leute, mit denen ich auf der Straße, in Läden oder in Gasthäusern zusammentraf, gleich höflich, und niemand hat mir als Deutschen Unannehmlichkeiten bereitet. Freilich ließ ich die größte Vorsicht walten, sprach möglichst wenig, und auch dann, wenn ich mit Deutschen zusammen war, ausschließlich Englisch. Ich glaube nicht, daß man mich oft als Deutschen erkannt hat. Der Schneider allerdings, der in meinem Rock eine deutsche Firma las, mag dies wohl getan haben, doch ließ er sich durchaus nichts merken, berechnete aber den bestellten Anzug zu ebensoviel Guineen, als wir Pfund Sterling vereinbart hatten.

Meine alten Freunde empfanden meine Vereinsamung und sorgten dafür, daß ich ihr nicht erlag. Solange der Freund im Nordwesten noch in London war, lud er mich zum Picknick — so nannte er das Abendessen —, das in systematischer Weise mir die Vögel Englands vorstellte und nie eine Flasche Rheinwein fehlen ließ. Nie werde ich die Stunden vergessen, die ich mit ihm und seiner Frau verbracht habe. Wir

sprachen dann und wann auch über den Krieg. Öfter aber wurde über den Frieden gesprochen, zu dem der Krieg führen müsse. Wir erzählten uns von unsern Reisen, sprachen über das wissenschaftliche und soziale Leben in England, und wenn auch der Freund Brite vom Scheitel bis zur Zehe ist, so haßte er darum doch den Deutschen nicht, und seine Hochschätzung deutscher Wissenschaft war durch den Krieg nicht beeinflußt. Allsonntäglich war ich beim Freund in South Kensington. Dann und wann war ein zweiter Gast zugegen. Zahlreiche wissenschaftliche Fragen führten mich mit dem Hausherrn zusammen, der mit weitem Blick sein Fach meistert und von hohem wissenschaftlichen Standpunkte aus die Beziehungen der Völker beurteilte. Seine Frau bekundete herzliche Teilnahme an meinem Ergehen und rüttelte mich manchmal auf, wenn trübe Nachrichten von daheim mich bedrückten. Klein Margaret aber wurde meine liebe kleine Freundin, mit der ich die Zauberkünste von Maskelyne und Defant ebenso bewunderte, wie die Vorstellung von Peter Pan. Das ist das Weihnachtsstück für die Kinder Londons. Bei der Aufführung waren ganze Reihen blitzblanker Kragen der Schüler von Eton und die blauen Uniformen der Seemannsschüler zu sehen. An Sonntagvormittagen aber nahm mich die Familie mit in den Zoologischen Garten, und wir erfreuten uns am Pavian, Rhinoceros und Elefanten.

Sehr angeregte Stunden verbrachte ich wiederholt im Hause des Freundes von Chelsea, dessen weiter Interessenkreis zahlreiche Berührungspunkte bot. Fragen der Volksbildung und Volkserziehung waren ein häufiger Gegenstand unserer Gespräche; sie beanspruchen in England noch höheres Interesse als in unserem Lande heilsamen Schulzwanges, und ent-

wickelter als bei uns sind dort die Wege, dem wißbegierigen Volk die Selbstbelehrung zu ermöglichen. Der Etikettierung von Museumsgegenständen wird durchschnittlich mehr Aufmerksamkeit geschenkt als bei uns, und zu einem festen System ist manches entwickelt, was bei uns ein einzelner Museumsdirektor befolgt. An die Erörterungen solcher Fragen hat sich praktische Arbeit geknüpft, und wenn sich in Zukunft vielleicht zeigen sollte, daß gewisse Gegenstände in einem großen Londoner Museum dieselbe Beschreibung tragen wie im Museum für Meereskunde zu Berlin, so wird man daraus entnehmen müssen, daß der Krieg die friedliche Zusammenarbeit einzelner Deutscher und Engländer nicht unmöglich gemacht hat.

Einige Abende verbrachte ich auch draußen bei einem befreundeten Geographen in Hampstead, andre bei einem Botaniker in Kew Garden, gerade an der Grenze meiner fünf Meilen; dann und wann war ich bei einem englischen Großindustriellen. Gelegentlich war ich beim befreundeten Geologen im Westen Londons, während ein andrer, der außerhalb Londons wohnte, einige Male mit mir im Kaffeehause Schach spielte. Mit dem alten lieben Freunde in Croydon, mit dem ich vor mehr als dreißig Jahren in München studiert, kam ich allerdings nur selten zusammen; denn er kam nur selten nach London und ich konnte nicht zu ihm hinaus. Aber zu Weihnachten kam ein Paket von seiner Frau mit einem Weihnachtskuchen, mit eingemachten Früchten und mit einem Glase Honig eigener Zucht. Nie habe ich mehr britische Gastfreundschaft und britische soziale Kultur höher schätzen gelernt, als während meiner „Retention" in London, und es hat daher keinen tieferen Eindruck auf mich gemacht, wenn ich hier und da auch kühl aufgenommen worden

bin und man mich bei einem Besuche zum Beispiel gar nicht zum Sitzen einlud. Auch die Eindrücke sind zurückgedrängt worden, die die Rückfahrt auf der „Morea" auf mich gemacht hat.

Mein Aufenthalt im Barkston Garden Hotel war nicht von langer Dauer. Unter dem Drucke der von der Presse aufgestachelten öffentlichen Meinung entließ der schottische Hotelbesitzer den tüchtigen deutschen Wirt Knall und Fall. Dieser schickte die Seinen nach Haus, mußte aber selbst in London bleiben, da er noch landsturmpflichtigen Alters war. Es war ein ergreifender Anblick, als die Frau eine Auswahl von Habseligkeiten einpackte und die Kinder Abschied nahmen von dem, was ihnen bisher Heimat gewesen, vom Vater, der brotlos geworden und ohne Aussicht auf Erwerb in London bleiben mußte. Ich habe ihn später noch einmal gesehen, da lebte der frühere Chef des Grill Rooms vom Trocadero mit seinem eigenen Hausknechte in einem Zimmer zusammen. Geld, das er einem Engländer geliehen, hatte er nicht wieder erhalten. Seine Frau habe ich seither in Stuttgart gesprochen. Auch ihr Leben spielte sich in großer Knappheit ab, aber wenigstens auf deutschem Boden. Die jungen netten Kellner wurden eines schönen Tages abgeholt und zur berüchtigten Olympia gebracht. Der ältere Speisekellner war ein Wiener, der bei Schneider auf dem Südbahnhofe Pikkolo gewesen war; er hat mich eine Woche lang bedient, ohne im mindesten erkennen zu lassen, daß er nicht Engländer sei. Er hatte in London geheiratet und bot den Kellnern des Hotels in seinem benachbarten Hause Quartier. Jetzt war es damit vorbei, — er wurde von der neuen Wirtin entlassen und damit gleichfalls brotlos gemacht, ohne Aussicht auf neuen Erwerb, immer bedroht, demnächst

in die gefürchtete Olympia abgeführt zu werden. Dahin wurde auch der eine Hausknecht, ein Märker aus Friedeberg in der Neumark, gebracht. Er war eine Zeitlang Athlet gewesen, hatte sich aber bei einem Sturze die Rippen und die Finger gebrochen und öffnete nunmehr den spät abends Heimkehrenden die Pforten des Hotels, um sich einige Groschen zu verdienen. Dagegen wußte der schlaue Joseph aus Obing am Chiemsee den Leuten immer auszukommen, die nach deutschen Bediensteten fahndeten: er war nie zu Haus, wenn sie kamen, und entschlüpfte jeweils durch ein Hintertürchen. Er war noch frei, als ich London verließ, und in den Dienst einer südamerikanischen Familie getreten.

Die neue Wirtin sah mich etwas scheel an und schrieb mir alsbald, daß ich eingetretener Umstände halber das Hotel so bald als möglich verlassen wolle. Ich versuchte, ihr meine eigentümliche Lage auseinanderzusetzen. Sie hörte kaum zu, und schnitt das Ende meiner Darlegungen durch die Bemerkung ab, sie habe ihr letztes Wort gesprochen. Das war am Nachmittag. Am nächsten Morgen lag die Rechnung in meinem Zimmer, und die Bettüberzüge waren weggenommen. So etwas hatte ich kommen sehen und hatte mir eine lange Liste empfehlenswerter möblierter Zimmer verschafft. Eines war mir besonders gerühmt worden. Ich ging dahin. Es war leider gerade vermietet worden, was ich lebhaft bedauerte. Da frug mich die Vermieterin, in welchem Hotel ich wohne, und als sie hörte, Barkston Garden Hotel, verriet sie, daß ich ihr auf das wärmste von ihrem Hausherrn empfohlen worden sei. Ich sei ein Deutscher, der durch die Ungunst der Verhältnisse in London festgehalten sei. Da spürte ich von neuem die fürsorgliche Hand des Freundes

von Chelsea. Ich wurde zu einer Nachbarin gebracht. Dort sah ich ein reizendes „Apartment“: ein hübsches Wohnzimmer mit Blumen am Fenster und einem Ausblick auf eine Seitenstraße mit Vorgärten, das angrenzende Schlafzimmer gegen den Hausgarten. Noch hingen einige welke Blätter an den Bäumen, die Sonne lugte freundlich herein. Da machte ich ja einen glänzenden Tausch im Vergleich zum Hotel. Auch die Preise waren niedriger, und ich gewann das Interesse der wackeren Vermieterin dadurch, daß ich nicht handelte, nachdem ich gesehen, daß sie keinen Anstoß nahm, einen Deutschen aufzunehmen. Meine Position bei ihr wurde aber ganz fest, als ich bald danach mit dem Inspektor vom Scotland Yard anlangte. Dort war mir ja gesagt worden, daß ich in London gänzlich unbehelligt würde leben können. Die Behandlung seitens der Hotelwirtin mußte ich aber als Behelligung empfinden, und ich hatte davon dem Inspektor sofort erzählt. Er kam ins Hotel, um der Frau zu sagen, daß ich zwar ein Deutscher, aber doch ein sehr ehrenwerter Mann sei, der Gast der australischen Regierung gewesen sei und nun wegen des Krieges nicht nach Deutschland zurückkehren könne. Da hatte die Wirtin von einem Mißverständnis gesprochen und mich eingeladen, zu bleiben. Aber ich traute dem Landfrieden nicht und bat den Inspektor, der Vermieterin des Apartments einige Worte über mich zu sagen.

Am Abend zog ich um. Ich hatte wieder, wie in jungen Jahren meine „eigene Bude“, in der ich mich immer sehr behaglich gefühlt habe. Der andre Deutsche, der mit mir im Hotel wohnte, blieb dort. Ihm war in gleicher Weise gekündigt worden, und als die Wirtin mir gegenüber von einem Mißverständnis gesprochen,

hatte sie auch ihm gesagt, daß er bleiben möge. Aber am nächsten Morgen wurde ihm neuerlich gekündigt. So war das Barkston Garden Hotel binnen acht Tagen von allen Deutschen gereinigt. Aber es kamen darum doch nicht mehr Engländer, vielmehr ließ der Besuch erheblich nach, und binnen eines Monats verließ die Wirtin das Haus, das durch deutsche Kräfte emporgebracht worden war und unter englischer Leitung rasch herunter kam. Es hatte nur noch wenige Gäste, als ich London verließ.

Das Leben im Apartment gab mir größere Bewegungsfreiheit. Ich war nicht mehr genötigt, zu den regelmäßigen Mahlzeiten zu Haus zu sein, und nahm das Lunch nun dort ein, wo ich mich gerade befand. Anfänglich ging ich wiederholt in die italienischen Restaurants in der Nähe von Piccadilly und übte mein Italienisch an den Kellnern. Natürlich hörten sie sofort, daß ich kein „Dego" sei, und einer suchte meine Nationalität festzustellen, indem er auf die Fabrikmarke in meinem Hutfutter blickte, als er mir beim Anziehen half. Er fuhr förmlich zusammen, als er las: Balbi, Napoli; denn den Hut hatte ich bei der Ausreise in Neapel gekauft. Anfänglich war ich auch manchmal in Lyons Popular Café in Piccadilly. Da war Tafelmusik. Aber leider war eine regelmäßige Programmnummer ein Potpourri von Nationalhymnen der Alliierten. Es begann mit der serbischen. Einzelne Kenner erhoben sich von den Sitzen, und gleiches geschah, als die melancholische japanische Weise gespielt wurde. Als dann die gewaltigen Töne der Marseillaise einsetzten, standen alle auf, und gleiches wiederholte sich bei der belgischen Hymne. Mit Begeisterung erhob sich schließlich das Publikum, als zum Schlusse: „God save the King" an die Reihe kam, das für mich aller-

dings die Bedeutung von „Heil dir im Siegerkranz" hatte. So wurde das Potpourri zu einer Art Turnübung zwischen den einzelnen Gängen des nicht allzu üppigen Mahles. Ich verkenne den Wert solcher Übungen gewiß nicht. Aber die Sache war mir doch unbequem; denn wer weiß, in welche Unannehmlichkeiten ich als Deutscher gekommen wäre, wenn ich einmal bei einer exotischen Nationalhymne sitzen geblieben wäre, zum Beispiel, wenn die montenegrinische gespielt worden wäre, die ich nicht kenne, während die von Monako mir in dunkler Erinnerung geblieben ist.

Einmal war ich auch im ehemaligen Gambrinusrestaurant. Es ist heute eine Brasserie geworden und führt statt der deutschen Biere holländisches. Die Wanddekoration mit ihren Geweihen ist die alte geblieben, nur der deutsche Adler in den Butzenscheiben ist mit Papier überklebt worden. Die Bedienung ist nunmehr belgisch und spricht lieber Französisch als Englisch. Ein Bekannter führte mich in ein neuartiges Restaurant, unweit der Untergrundbahnstation South Ken — so wird sie genannt und South Kensington geschrieben —. Es wird von Suffragetten geführt: Sie kochen selbst und bedienen selbst. Auf den ersten Blick war mir klar, daß es eine Dame war, welche die Speisen brachte. Mein Bekannter flüsterte mir zu, daß sie schon sechs Monate Gefängnis verbüßt habe. Das Lokal war recht behaglich, licht und freundlich; wenn Essen und Bedienung besser gewesen wären, wäre ich gewiß öfter hingegangen. Hatte mir mein Bekannter mit dem Restaurant etwas Neues gezeigt, so konnte ich ihn einige Tage später in ein ihm neues Restaurant bringen, nämlich ein elektrisches. Es wird von der Brompton und Kensington Elektrizitätsgesellschaft unweit der Station Earls Court betrieben.

Alles Kochen geschieht hier elektrisch. Die Speisen waren recht schmackhaft. Wein wurde aus einer benachbarten Weinhandlung geholt und das Lokal war von einer seltenen Sauberkeit. Nur waren die Portionen etwas klein.

Im Laufe der Zeit wurden meine Lebensgewohnheiten mehr und mehr englisch. Das kräftige Morgenfrühstück machte nur einen kleinen Imbiß zu Mittag nötig, und ich habe ihn oft an den ungedeckten Marmortischen von den Lyons Restaurants eingenommen. Meine Speisegenossen waren hier meist Belgier, Männer, Frauen oder Mädchen; letztere saßen stundenlang vor einer Tasse Kaffee, strickend und häkelnd. Ihnen war das Restaurant zugleich Wärmestube. Die armen Geschöpfe haben mich sehr gedauert: Sie hatten sich verleiten lassen, aus ihrer Heimat zu fliehen und hatten auf britischem Boden doch nur in beschränktem Umfange Gastlichkeit, in seltenen Fällen nur ein Heim gefunden. Als ich einmal in der Sankt Paulskathedrale dem Orgelspiele eines Bekannten lauschen konnte, waren Belgier meine Genossen. Belgier traf ich in größerer Zahl auch in den Museen, die ihnen nicht viel mehr zu bieten schienen, als bessere Wärmestuben. Hier taten mir insbesondere die Männer leid, die sich, geziert mit dem Bändchen des Leopoldsordens, sichtlich langweilten. Was mögen sie wohl gedacht haben, als die „Times“ rühmte, daß die englischen Häfen glänzenden Verkehr aufwiesen, während Hamburg und Antwerpen tot dalägen? Freilich, nicht alle Belgier verstanden Englisch. Die meisten waren auf die „Indépendance Belge“ angewiesen, die in London erschien und auf den belebtesten Plätzen von jungen Belgierinnen ausgeboten wurde, oder auf eines der Londoner Abendblätter, das eine Spalte flämische

Nachrichten enthielt, die ohne Mitwirkung des Zensors alles vermieden, was ein belgisches Auge hätte kränken können. Mehr als einmal habe ich Belgiern in London durch mein Französisch helfen können. Wirksamer aber war die Hilfe, die ihnen durch die Gesellschaft der Freunde, durch die Quäker, gewährt wurde. Sie vermittelten den Flüchtlingen Quartiere in London und außerhalb Londons in leerstehenden Sommerwohnungen; doch wurden die Belgier an der Küste nicht gern gesehen. Man fürchtete Spionage. Als Arbeitswillige aber waren sie nur insofern willkommen, als sie den Briten nicht Konkurrenz machten. Kein belgisches Dienstmädchen fand daher eine Stelle, kein Kaufmann oder Handwerker einen Platz. Erst als die Wollenindustrie wegen großer militärischer Aufträge zahlreiche Kräfte brauchte, zog man die Belgier heran. Sie waren nicht viel besser daran als ich. Sie waren Fremde, ich ein fremder Feind, und wir hatten gemein die Sehnsucht nach Hause.

Hatte ich anfänglich lediglich im Hydepark gewandert, und dabei dem Exerzieren zugesehen, so wurden später weitere Spaziergänge möglich. Wiederholt war ich in Kew Garden, gerade an der Grenze meiner fünf Meilen. Ich wanderte über die Felder zwischen Willesden Green und Brentford an der Peripherie meines Kreises. Ich betrat das Nordostende des Parkes von Richmond; aber die Themse bei Richmond lag außerhalb. Niemand hat mich bei meinen Wanderungen je kontrolliert, und ich hatte nirgends das Gefühl, überwacht zu werden. Gleichwohl wäre es nicht gut gewesen, aus den unsichtbaren Grenzen herauszugehen, die mir gezogen waren; denn durch irgend eine Zufälligkeit hätte ich jenseits derselben als Deutscher erkannt werden können, und die hohe Strafe wäre mir sicher gewesen. Das Abend-

essen nahm ich — sobald ich nicht eingeladen war — daheim ein. Meine Wirtin war eine geschickte Köchin, wußte das Essen nach englischer Art schmackhaft herzustellen und namentlich hübsch zu servieren. Sie sorgte auch immer für Blumenschmuck in meinem Zimmer. Lange Abende saß ich zu Haus, lesend und schreibend. In der Stille der Nacht gingen die Gedanken in der Regel in die deutsche Heimat.

11 Nachrichten aus der Heimat

Daheim hatte man mich am 19. Oktober vergeblich erwartet. Der italienische Kollege, welcher die „Morea" in Malta verlassen durfte, hatte meiner Frau von Rom aus geschrieben, daß ich auf der Heimreise sei und am 17. Oktober in London anlangen würde. Am 19. hätte ich daheim sein können. Aber ich kam nicht, und statt meiner kam mit namhafter Verspätung die Nachricht, daß ich in London gestrandet sei. Lange ist meine Frau wegen meines Schicksals in Sorge gewesen. Es war Ende Oktober, als sie die ersten Nachrichten von mir, und Anfang November, als ich die ersten Nachrichten von ihr in London erhielt. Der Briefwechsel konnte kein schneller sein: Briefe zwischen England und Deutschland wurden nicht befördert; sie mußten immer an einen Vermittler in einem neutralen Lande gerichtet werden; sie passierten den Zensor bei Verlassen des einen und ein zweites Mal beim Anlangen im andern der feindlichen Länder, und zwar — wie ich feststellen konnte — den englischen Zensor immer besonders langsam. Es erschien mir nicht rätlich, mir die Briefe von daheim in meine Londoner Wohnung senden zu lassen, da ich doch nicht

wußte, wie lange ich dort bleiben werde, und ich ließ sie an gute Freunde senden, die sie mir dann übermittelten. Es brauchte ein Brief von London nach Berlin mindestens eine Woche, in umgekehrter Richtung oft erheblich länger. Einmal ist ein Brief von daheim fast vierzehn Tage unterwegs gewesen.

Die ersten Nachrichten waren durchaus erfreulich. Den Meinigen ging es gut: „Mir ist froh ums Herz, die Hoffnung und der Mut sind neu belebt, und ich sehe in jeder Beziehung mit großer Zuversicht der Zukunft entgegen; das tun auch alle andern," so schrieb mir meine Frau im Oktober, und diese zuversichtliche Stimmung teilte sich mir mit, der ich meine Kenntnis vom Gang der Ereignisse nur aus englischen Zeitungen schöpfen konnte. Vor diesen aber warnte mich meine Frau: „Was Du in englischen Zeitungen und Telegrammen gelesen haben magst, entspricht nicht den Tatsachen." Von meinem Sohne hörte ich, daß er sich unmittelbar nach Kriegsausbruch wiederholt als Kriegsfreiwilliger gemeldet habe, aber nicht genommen worden sei. Es machte auf meine englischen Bekannten einen tiefen Eindruck, daß ein junger Mann, der zwei Jahre lang auf den wüsten Hochflächen der Puna Argentiniens als Forscher tätig gewesen war, nicht sofort in die Armee genommen wurde. Mir war die Nachricht in einer Hinsicht willkommen; denn sie lehrte, daß in Deutschland noch nicht Not an Mann sei, wie die englischen Blätter immer wieder behaupteten. Kinder und Greise sollten schon in Belgien kämpfen. Die Todesanzeige von einem siebzehnjährigen Kriegsfreiwilligen, welcher in Flandern gefallen war, ging durch alle Zeitungen, ebenso wie, daß graubärtige Landsturmmänner in Belgien eingerückt seien. Erst Ende November erfuhr ich, daß sich mein Sohn einem neuen

Berufe zugewandt habe, bei dem ihm seine Fähigkeit zu reiten sehr zu statten käme, und bei dem er auch viel in frischer Luft sei. In seiner Pension aber habe er sich viel mit Reinmachen abzugeben. Seine Mitschüler wären recht nett.

Aber bald kamen auch traurige Nachrichten. Mitte November hörte ich, wie viele meiner jungen Freunde gefallen waren. Fritz Wendicke war der erste gewesen. Er diente gerade sein Einjährigenjahr, als ich Berlin verließ. Wie stramm sah er doch als Soldat aus, und wie ausgezeichnet hatte er seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen. Seine hydrographischen Untersuchungen in der Nordsee hatten ihn als einen scharfsinnigen Ozeanographen erwiesen, der neue Wege eingeschlagen hatte. Es gelang ihm, zu zeigen, daß in der Deutschen Bucht der Nordsee ein eigener Wasserwirbel vorhanden ist. Dieser Stromkreis hindert, daß Minen aus dem Gebiete der Straße von Dover an die deutschen Küsten gelangen. Wegen seiner genauen Kenntnis über die wechselnden Strömungsverhältnisse zwischen Borkum Riff und Amrum Bank und des Strömungswechsels von der Oberfläche bis zum Meeresboden wäre er bei unsrer Küstenverteidigung am richtigen Platze gewesen; aber er diente bei der Infanterie. Eine leichte Verwundung achtete er nicht, und erlag als Verwundeter weiterkämpfend dem mörderischen Feuer der Franzosen an der Spitze seiner Abteilung bei Saint Quentin. — Am 24. Oktober war Kurt Lampert gefallen, ein Bursch von ungewöhnlicher Begabung. Ich lernte ihn zuerst als Bergsteiger kennen; er gehörte zu den Führerlosen unter den Dolomitenwanderern; keine Schwierigkeit erschien ihm unüberwindlich. Oft hat er der Gefahr mutig ins Auge geblickt. Mit Gleichgesinnten führte er im Sommer 1913

ein köstliches Campleben. Sie schlugen ihr Zelt an der Waldgrenze hoch über den modischen Orten auf und waren des Nachmittags oft der Gegenstand der Neugierde der Sommergäste. Frühmorgens aber stiegen sie empor auf die hehren Zinnen der Alpen und bezwangen deren Gipfel. Wie als Bergsteiger war er als Mensch energisch, zielbewußt und zäh. Mit voller Hingebung betrieb er sein wissenschaftliches Studium auf dem Polytechnikum und die praktischen Arbeiten in den Fabriken. Als der Krieg ausbrach, war er unter den ersten Kriegsfreiwilligen. Nach kaum zwei Monaten Einexerzierens war er an der Front in Belgien, und zwar in einer Maschinengewehrabteilung. Das hinderte ihn nicht, mit der Truppe am Morgen des 24. Oktober einen englischen Schützengraben östlich von Ypern zu stürmen, und nachmittags war er mit dem Maschinengewehr voran, als ein zweiter genommen werden sollte. Ein Schuß in die Hand kümmerte ihn nicht; er ging nicht zum Verbandplatze, sondern hielt aus an der Spitze bis ihn ein Herzschuß tötete. Was hätte er im Leben noch leisten können, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre! —

„Unser lieber, lebensfroher Michaelsen ist am 28. November gefallen, nachdem er kurz vorher für das Eiserne Kreuz erster Klasse vorgeschlagen worden war," schrieb mir weiter meine Frau. Der engere Kreis der Geographen kennt Michaelsen durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, der Besucher des Museums für Meereskunde in Berlin durch seine Tätigkeit in der Abteilung „Schiffahrt". Er hat sie so, wie sie heute ist, nicht bloß aufgestellt, sondern auch zu einem großen Teile geschaffen. Als Sohn der Wasserkante wußte er, wie dort die Leute zu nehmen seien, und dank seinem unermüdlichen Werben ist im Laufe

1913 ein Modell nach dem andern dem Museum überwiesen worden. Auf mehr denn 70 000 Mark schätze ich den Wert dessen, was er als Geschenke oder Leihgaben zusammengebracht hat. Aber nicht bloß die kleine Gemeinde der Fachgeographen und der weite Kreis persönlicher Freunde kennt Michaelsen. Er ist im ganzen deutschen Volke bekannt: Er ist der Peter Moor von Gustav Frensen. Als Kriegsfreiwilliger war er nach Südwest gegangen und hatte dort zunächst als Marineinfanterist gekämpft, bis er am Ostermorgen 1905 am rechten Arm verwundet wurde. Doch wurde er bald wieder hergestellt. Durch die Verdienstmedaille am schwarzen Bande — dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse entsprechend — ausgezeichnet, kam er in das Hauptquartier und wurde nunmehr beritten gemacht. Er hat in allen den Kämpfen am Waterberge mitgefochten, und hat die Hereros bis tief in die Kalahari mit verfolgt. An den Wasserstellen der Kalkpfannen studierte er deren Aufbau; unter den Kugeln der Feinde stellte er seine Beobachtungen an. — Es brauchte Jahre, bis er nach dem unsteten Leben in Südwest daheim seßhaft wurde. Am Museum für Meereskunde war er der rechte Mann an der rechten Stelle. Als ich in Australien vom Kriegsausbruch hörte, dachte ich sofort, daß er unter denjenigen sei, die ins Feld ziehen würden — als ich in London landete und von den Kämpfen in Flandern las, war ich sicher, daß er mit der Marineinfanterie dort fechten würde — und daß er fallen würde, war oft meine Befürchtung in den letzten Tagen des Oktober. Mein Ahnen hat mich nicht betrogen. Nördlich von Ypern hat ihn ein Schuß niedergestreckt, als er sich einen Augenblick über den Rand des Schützengrabens erhob, um neben dem Kompanieführer Umschau zu halten. Seine Kameraden

haben geschrieben, daß sein Gesicht den frohen Ausdruck behalten habe, der ihn im Leben nur selten verlassen hat.

Ich war wie niedergeschmettert von all diesen Verlusten und wanderte hinaus an die Grenzen meines Umkreises, um allein zu sein in der Natur. Aber sie versagte mir den Trost, den sie mir so oft gespendet; immer wieder dachte ich an die drei Helden. — — — Wie viele sind kampfesmutig hinausgezogen ins Feld und wie viele haben ihr Leben dahingegeben für das Vaterland! Und doch ist nur wenigen ein Heldentod beschieden; die meisten fallen fern vom Feinde, zerrissen von dessen Geschossen. Wie viele sind mit unvergleichlicher Todesverachtung in einen wahren Hagel von Kugeln gestürmt und sind hinweggerafft, ohne den Feind gesehen zu haben! Von ihrem Heldenmute singt kein Dichter ein Lied und kein Grabstein kündet die Stelle, wo sie gefallen. Ihre Leiber sind verscharrt zu Haufen, dort, wo sie gefunden worden sind, und bald spricht niemand mehr von den jungen Leben, die für Kaiser und Reich verbluteten. Nur der Vater, der die Hoffnung seines Lebens dahingegeben, die Mutter, die ihren Liebling verloren, die Braut, deren Leben inhaltslos geworden, die Geschwister und Freunde gedenken des einzelnen Gefallenen, bis auch sie dahingehen — und der Held ist vergessen. — Solche Gedanken beschäftigten mich während des langen Weges, und die Gestalten der Gefallenen wichen nicht von mir.

Die Frau des Freundes in South Kensington hatte gesehen, daß schwerer Druck auf mir lastete, und hatte geglaubt, daß mir Zerstreuung nottäte. Ich ward vom Ehepaare eingeladen, mit ihm ins Theater zu gehen. Ein heiteres Stück „Miß Hook van Holland" wurde gegeben. Da singt und tanzt auf der Bühne eine Schar

von Mädchen mit den reizenden Häubchen von Volendam an der Zuidersee. Dort war ich genau vor einem Jahre mit Michaelsen gewesen. An einem schönen Sonntage waren wir hinausgefahren, und waren übergesetzt im Botter nach der Insel Marken, von wo uns ein klappriges Motorboot namens „Roosevelt" nach Monnikendam zurückbrachte. Eine Menge Mädchen in Nationaltracht war an Bord. Sie scharten sich um Michaelsen, und ich photographierte ihn in der lustigen Umrahmung. Wie nun auf der Bühne der Chor der jungen Holländerinnen sang, da sah ich mitten unter ihnen immer aufs neue wieder Michaelsen, aber nicht mit seinen frischen Zügen, sondern mit bleichem Gesichte. Immer qualvoller ward mir, dem Stücke beizuwohnen. Einige Tage später hat Shakespeares „Heinrich IV." in His Majestys Theater trotz mancher Manieriertheit des Spieles von Herbert Tree und allzu reichlicher Ausstattung viel tröstlicher auf mich gewirkt. Zu weiteren Besuchen der Londoner Theater bin ich nur einmal gekommen. Ihr Spielplan war ein beschränkter, und drei von den zwanzig größeren Bühnen waren außer Tätigkeit.

Jeder neue Brief von daheim brachte nun neue Nachrichten von Opfern, die der Krieg namentlich unter den Söhnen Berliner Kollegen gefunden hatte. Waren doch im Oktober die von Berliner Kriegsfreiwilligen gebildeten Regimenter an die Front gekommen. Auch aus der weiten Ferne kamen Todesbotschaften. Am 11. November war Alfred Grund nach den Kämpfen bei Semendria an der Donau, die mit dem Rückzuge der Österreicher endeten, seinen Wunden erlegen, und in ihm hatte Österreich einen seiner tüchtigsten Geographen verloren, einen Mann von ganz außerordentlicher Pflichterfüllung, von durch-

dringendem Auge, scharfem Denken, reichem Wissen, einen ganz ausgezeichneten Kenner der Karstländer und ihrer Bewohner. Die Nachricht kam bald zu mir und ergriff mich auf das tiefste. Hatte ich doch Grunds überragende wissenschaftliche Bedeutung von vornherein erkannt und sie mehr als einmal kurzsichtigen Leuten gegenüber betonen müssen. Es gereicht mir heute zur Genugtuung, aus Nekrologen zu ersehen, daß nun auch andre mir in der vollen Würdigung Grunds folgen. Das Leben wäre ihm leichter geworden, wenn er die redlich verdiente Anerkennung hätte hören können. Voll trüber Ahnungen ist er ins Feld gezogen. Er hat zuvor noch an mich geschrieben, teilnehmend anfragend, ob ich von Australien zurückgekehrt sei. „Mich hat das Geschick aus der Bahn gerissen. Ich bin jetzt Adjutant bei einem Prager Landsturmbataillon Nummer 54 und stehe knapp vor dem Ausmarsche. Wohin es geht, weiß niemand. Ich gehe mit schweren Sorgen fort; denn ich lasse meine Frau in Rekonvaleszenz zurück. Es ist in den letzten vier Wochen viel Schweres über mich gekommen, ganz abgesehen von den wenig erfreulichen Nachrichten aus Galizien. Hoffentlich hauen wir uns doch zum Schlusse gut heraus. Ich bin am 31. August eingerückt. Ich habe sehr angestrengte Wochen hinter mir, sowohl in physischer als in psychischer Hinsicht. Die Geographie an unsrer Universität wird jetzt wohl zwei Semester verwaist sein; denn ich schätze, daß es Sommer werden wird, ehe der Friede in Europa wieder einkehrt. Hoffentlich kann auch ich ihn gesund erleben.“ Ich habe diese Zeilen erst nach meiner Rückkehr erhalten — da deckte längst schon die kühle Erde von Kubin den Braven.

Im Dezember kam die Nachricht, daß Wilhelm Meckenstock gefallen sei. Auch er war unter den ersten

der Kriegsfreiwilligen und hat nach manchen Hin- und Herfahrten schließlich bei Lodz gekämpft. Dort streckte ihn in seinem ersten Gefecht bei Jordanow am 19. November eine Kugel an der Seite seines Schwagers nieder. Er war Soldatensohn. Die Knappheit der Verhältnisse, aus denen er hervorgegangen, hatte ihn nicht gehindert, sich wissenschaftlichen Studien zu widmen. Prächtig hat er eingesetzt mit seiner Arbeit über den Donaudurchbruch bei Kelheim. Dort waren wir zusammen im Herbste 1913 gewesen. Wie erglänzte sein Auge, als ich ihm nach der üblichen scharfen Opposition — zu der der Lehrer nun einmal verpflichtet ist — beistimmen konnte. Nun trauert die einsame Mutter um ihn und die junge Braut.

Weitere trübe Nachrichten entnahm ich den Zeitungen. Der Eroberer von Antwerpen sollte sich in Gent das Leben genommen haben. Ich hatte Exzellenz von Beseler vor einigen Jahren, als er zur Disposition gestellt wurde, zum stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin vorgeschlagen; mit Freude hat er dieses Friedensamt übernommen, und wir wirkten Schulter an Schulter. Es schien mir unfaßbar, daß er Hand an sich selbst gelegt haben sollte. Ich schrieb deswegen nach Hause. Den Namen konnte ich des Zensors halber nicht nennen: ich frug lediglich, wie es dem stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde ginge, und ich hörte über Utrecht: „Dem zweiten Vorsitzenden unsrer Aardrijkskundig Genootschap geht es ausgezeichnet, und wir sind stolz auf seine ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen, die er auch seit seinem letzten großen Werke mit andern Kollegen vollbracht hat.“ — Außer dieser Nachricht kamen andre gute. Meine Frau berichtete mir von einem großen Familienfeste, das unser guter „Onkel

Willi" am 26. November gegeben habe, bei dem es hoch herging: „Am allermeisten war man über seinen Wohnungsschmuck entzückt; er hatte nämlich den hübschen Gedanken, seine ganze große Wohnung mit lauter kleinen Fähnchen zu schmücken. Das sah sehr lustig und erhebend zugleich aus." — So erfuhr ich von der Beflaggung Berlins und konnte an den Hindenburgschen Siegen in Polen nicht mehr zweifeln. — Aus dem „Rijksmuseum" aber schrieb mir ein Mitarbeiter am Museum für Meereskunde folgendes: „Besondere Freude machen verschiedene Bereicherungen unsrer Sammlungen osteuropäischer und nordasiatischer Herkunft. Wenn wir auch eine sehr große Zahl der einzelnen Individuen schon in unserm Museum haben, so ist doch der Zuwachs von rund 40 000 Individuen ein sehr erfreulicher; besonders erfreulich dabei sind eine Reihe von neuen Bombardierkäfern; von dieser Art sind zwei Varietäten angekommen, von jeder über 100 wohlerhaltene Exemplare männlichen Geschlechts. Von den Weibchen sind nur rund 150 eingegangen. Sie wird auch besonders interessieren, daß wir eine neue im Meere lebende Spezies der Tauchkäfer (Dytiscus) erhalten haben, die anscheinend zwischen den Haaren ihres Unterkörpers für längere Zeit Atmungsluft mitnehmen kann, so daß sie erhebliche Arbeit leistet und beträchtliche Wege innerhalb der Algenzone zurückzulegen imstande ist. Ihr Vorkommen scheint sich über das ganze Schelfmeer auszudehnen."

Ich habe den Brief deutschen Bekannten in London vorgelesen: ihnen war gänzlich neu, daß ich ein so großes Interesse für Käfer hätte, bis ich ihnen sagte: Verstehen Sie denn nicht, daß die osteuropäischen und nordasiatischen Arten Russen, Bombardierkäfer Kanonen und der Dytiscus Unterseeboote sind? — Sie haben

dann mit mir gelacht, und wir haben von einem Unterseebootkrieg an den englischen Küsten gesprochen, wie er seither eingetreten ist.

Alle solche Mitteilungen haben mir große Freude bereitet. Es war immer ein besonderes Vergnügen, von der guten Stimmung daheim trotz des Zensors zu erfahren, der die von ihm geöffneten Briefe mit einem Streifen wieder verschloß, auf dem seine Nummer steht. Danach gibt es in London mehr als 200 Zensoren. Die aus England an mich gerichteten Briefe wurden von der Zensur nicht geöffnet, und ich habe nur einmal das Gefühl gehabt, daß vielleicht auch mein Briefwechsel mit den englischen Freunden überwacht wurde, als durch ein paar Tage Briefe an mich mit einiger Verspätung kamen. Keiner der zahlreichen von Deutschland an mich nach London gerichteten Briefe ist vom Zensor beanstandet worden; aber auch keiner der von mir ausgegangenen. Ich schrieb eben nach Hause nur meine allernächsten persönlichen Erlebnisse. Andre Deutsche beklagten sich, daß sie nur wenige Briefe von daheim erhielten. Die deutsche Frau eines Engländers wurde sogar einmal zur Polizei gerufen und ihr vorgehalten, daß ihr Unbequemlichkeiten erwachsen würden, wenn sie wieder scharf über englische Dinge nach Hause schreiben würde. Unbekannt blieben die Absender der Briefe dem Zensor nicht, denn es wurde seit Dezember verlangt, daß in jedem Briefe die volle Namensunterschrift des Absenders gegeben werde und seine Adresse, so daß man von jedem abgesandten Briefe genau den Ursprung ermitteln konnte. Briefe ohne genaue Adresse des Absenders wurden einfach vernichtet. —

In London erfuhr ich zuerst von einem persönlichen Freunde Kuno Meyers, daß dieser ausgezeichnete

EDMUND J. JAMES

Vertreter der keltischen Sprache an der Berliner Universität nach Nordamerika gegangen sei, um dort die Iren aufzuklären und den Deutsch-Amerikanern besseres Verständnis für die Vorgänge in Europa zu erschließen. Meyer wird dadurch, meinte mein Gewährsmann, die große Zahl seiner englischen Freunde arg vor den Kopf stoßen. Sie werden ihm nie verzeihen, daß er gegen England agitiert, nachdem er zwanzig Jahre dort gelebt hat. In der Tat setzten bald in den Zeitungen Angriffe gegen den verehrten Berliner Kollegen ein, welche deutlich erkennen ließen, wie richtig die mir gegenüber geäußerte Befürchtung war. Daß ein deutscher Professor, der lange Zeit in England gelebt hat, noch deutsche Interessen verteidigt, wurde als im höchsten Grade unanständig bezeichnet. Es wurde gesprochen von einer Verletzung von Pflichten der Dankbarkeit gegenüber gewährter Gastfreundschaft. Aber nie wurde in Erwägung gezogen, daß Kuno Meyer nicht der empfangende, sondern der gebende Teil in England gewesen ist. Kein Engländer kommt ihm in bezug auf die Kenntnis des Irischen nahe. Seine, wie ich hörte, meisterhafte Beherrschung der englischen Sprache macht ihn zu einem gefürchteten Gegner; denn sicher war man Irlands nicht. Immer aufs neue berichteten die Zeitungen, daß die Rekrutierung nicht die gewünschten Fortschritte mache; es wurde verlangt, daß irische Zeitungen, welche gegen die Rekrutierung schrieben, unterdrückt werden sollten. Das könne geschehen, ohne die Freiheit der Presse irgendwie zu berühren; denn es handle sich doch nur darum, etwas Anstößiges zu beseitigen. — Als Wichtigstes aber erschien mir in den Zeitungen die Klage von Sportsleuten, daß man in Irland keine Munition mehr kaufen könnte. Daß mir selbst irische Studenten

von einer ihrer Exkursionen einen Gruß auf einer Ansichtskarte geschickt haben, möchte ich aber weniger als eine Äußerung nationalen Empfindens, denn als eine solche herzlicher Teilnahme betrachten, welche wurzelt in der Freundschaft, die ihr Lehrer mir immer bekundet hat.

12 Deutsches aus dem feindlichen London

Professor Maas hatte bereits am 2. November krankheitshalber die Erlaubnis zur Heimreise erhalten, und wir haben uns zuvor seines angegriffenen Zustandes wegen nur selten gesehen. Anfänglich war mein Verkehr daher ganz auf meine alten englischen Freunde beschränkt. Je länger ich in London blieb, desto mehr wurde der Wunsch rege, mit deutschen Landsleuten zusammen zu kommen. Die meisten der in England befindlichen Männer, nämlich etwa 18 000 (einschließlich der Österreicher und Ungarn) sind bekanntlich in Konzentrationslagern interniert, aber es lebten ihrer noch einige tausend frei in London, wie ich, alle registriert als fremde Feinde, sowohl die Männer als auch die Frauen. Das verlangt das neue Gesetz. In Dublin hat sogar ein Ire seine aus Deutschland stammende Frau als fremden Feind in die Listen der Polizei eintragen lassen müssen. Er war sich darüber nicht klar, ob dies nötig sei, und um sicher zu sein, ging er zur Polizei: „Wenn es sich um Ihre Frau handelt, dann brauchen Sie die Dame nicht registrieren zu lassen." — „Es handelt sich in der Tat um meine Frau." — „Können Sie aber auch beweisen, daß es Ihre Frau ist?" frug der Beamte weiter Da stellte sich heraus, daß der irische Kollege,

wie er mir selbst erzählt hat, keinen Trauschein besaß; und er mußte, bis er diesen erhalten hatte, seine Gattin öffentlich als fremden, nicht etwa als häuslichen Feind hinstellen.

Die in London ansässigen Deutschen lebten natürlich in größter Zurückgezogenheit; der soziale Sammelpunkt für sie, das Athenäum, war längst gänzlich verödet, als es Anfang November behördlich geschlossen wurde. Gewiß gab es noch viele andre, die gleich mir gestrandet waren. Vielleicht konnte ich dem einen oder andern von Nutzen sein, jedenfalls konnten wir uns gegenseitig aufrichten. Ich hörte von einem jungen deutschen Geologen, der gleich nach Ausbruch des Krieges nach London gekommen sei. Er hatte Fühlung mit den dortigen Fachgenossen gesucht, sie aber nicht hergestellt, und war ihnen deswegen aus den Augen gekommen. Es war Doktor Joseph Fenten, der gleich meinem Sohne an der geologischen Untersuchung von Argentinien tätig gewesen ist. Ich erhielt seine Adresse: weit im Südosten Londons, ganz außerhalb meines Umkreises. Ich schrieb ihm und schlug ein Zusammentreffen vor. Bald kam die Nachricht, daß er auf das Südufer der Themse, mehr nach Westen, gezogen sei, also im Bereiche meiner 5 Meilen lebte. Tags darauf erschien er in meiner Wohnung, begleitet von einer Dame; es war die Frau seines früheren Chefs in Buenos Aires, Frau Doktor Keidel.

Die Geschichte beider war bald erzählt. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Südamerika hatte Doktor Fenten die Heimreise nach Europa angetreten, um seine betagte Mutter zu sehen. Er fuhr auf englischem Schiffe. In Las Palmas hätte er es Anfang August am liebsten verlassen, da der politische Horizont bedrohlich umwölkt war. Aber er hoffte, in Coruña

ans Land zu gehen. Das Schiff lief zwar in den Hafen ein, legte aber nicht an. Kurz nach Ausbruch des Krieges langte er in London an. Er blieb — dem Rate des Kapitäns folgend — an Bord, um, ohne englischen Boden zu betreten, mit dem Schiff wieder nach Südamerika zurückzukehren. Aber er wurde am Tage nach der Landung an Bord als Spion verhaftet und zur Polizei gebracht. Dort weilte er zwei Nächte und ward dann vor den Richter gestellt: Warum er während des Krieges nach England gekommen sei? — Es sei nicht seine Absicht gewesen, während des Krieges dort zu landen; er habe die Reise mitten im Frieden in Südamerika angetreten. Er sei nach London gekommen, um Fühlung mit den dortigen Geologen über gewisse Fragen über die Geologie Südamerikas zu gewinnen. — Warum er Karten und Photographieen bei sich habe? — Weil er in Südamerika wissenschaftliche Reisen gemacht habe. — Da wandte sich der Richter zu den Schöffen und meinte: Der Mann scheine wirklich keine Spionage beabsichtigt zu haben und sei überdies vom Kapitän bestens empfohlen. Man könne ihn da wohl kaum verurteilen. Dem pflichteten die Schöffen bei, und Doktor Fenten ward freigesprochen. Aber mit der Rückkehr nach Südamerika war es aus. Er mußte in England bleiben, und zwar in einem Konzentrationslager, wenn niemand für ihn bürgen würde. Da schießt ihm der Name eines englischen Prospektors durch den Kopf, dem er einmal in Südamerika geholfen — dieser bürgt für ihn, und nimmt ihn zunächst in sein Haus.

Fenten hatte sich Mittel auf eine Londoner Bank anweisen lassen. Aber diese durfte ja mit einem Deutschen kein Geschäft machen, und er erhielt das für ihn bereitliegende Geld nicht. Er mußte sich neues durch

eine Mittelsperson anweisen lassen. Bis dies in seine Hände kam, vergingen Wochen, und inzwischen mußte er mit wenigem auskommen. Sparsamkeitsrücksichten hatten ihn gehindert, in die gesuchte Fühlung mit englischen Kollegen wirklich einzutreten. Mit der Geldanweisung aus Argentinien kam auch die Nachricht, daß Frau Doktor Keidel in England festgefahren sei. Sie hatte den Sommer in einem kleinen Seebade zu Southport unweit Liverpool verbringen wollen und war nicht sofort bei Kriegsausbruch heimgereist. Dann blieben auch ihre Mittel aus, und wegen Besitz eines photographischen Apparates wurde auch sie dann in Untersuchung genommen und bestraft. Eine photographische Kamera zu haben war den Deutschen in England bei Beginn des Krieges nicht untersagt gewesen, und auf den ersten Registrierungsscheinen war die Kamera nicht unter den verbotenen Gegenständen angeführt. Mehrere Deutsche haben darunter zu leiden gehabt, daß ihr Registrierungsschein veraltet war. Der Fall von Frau Keidel hat die englische Presse beschäftigt: Es ist von einer deutschen Spionin die Rede gewesen, welche in der Nähe von Liverpool zu photographieren trachtete, und dabei hatte die Dame lediglich eine kleine Browniekamera, die Bilder von wenigen Quadratzentimeter Größe lieferte. Doktor Fenten konnte Frau Keidel in Southport frei machen. Sie kam nach London, um von hier nach Argentinien zurückzukehren, und beide lebten in Nachbarstraßen in Brixton, als ich sie entdeckte.

Sind drei Deutsche beisammen, so begründen sie bekanntlich einen Verein. Das taten wir sofort. Montags versammelten wir uns bei mir, Donnerstags bei Doktor Fentens Wirt. Wir erzählten uns von unsern Reisen und von unsern Beobachtungsergebnissen.

Dann und wann kamen auch weitere Gäste: zu mir der Deutsche, der mit mir im Barkston Garden Hotel gewohnt hatte, ein schwedischer Geologe, Londoner Freunde; zu Fenten kam Frau Bötefür, deren Bekanntschaft wir später machten. Mein Heim lag für sie zu weit. Lebhaft freuten wir uns über die Möglichkeit, wieder Deutsch sprechen zu können. Aber es war strenge Regel, daß vom Hausflur an nur Englisch geredet wurde.

Auch von einem jungen deutschen Studenten hörte ich, der in London gestrandet, wohin er wegen eines Ferienkurses gekommen war. Er lebte weit im Norden Londons, unerreichbar für mich. Ich lud ihn ein, sich mit mir im Britischen Museum bei den Altertümern zu treffen, und wir erkannten einander, ohne daß wir Rosen ins Knopfloch gesteckt hätten. Sein Fach war englische Philologie. Er sprach Englisch mit unverfälschtem Londoner Akzente, und war in der Stadt ganz daheim. Wir haben ab und zu miteinander gefrühstückt; das letztemal kurz vor Weihnachten — da winkte ihm die Befreiung. Er erhielt eine Hauslehrerstelle in Montana in Nordamerika, und dank der Bemühungen seines in der Schweiz lebenden Onkels bekam er die Erlaubnis, diese Stellung anzunehmen. Am zweiten Weihnachtsfeiertage schiffte er sich nach Nordamerika ein; für ihn war es das Land der Freiheit. Er hatte noch Fühlung mit Studierenden der Londoner Universität, an der er ein Semester gehört hatte. Auch englische Gelehrte nahmen sich seiner in wohlwollender Weise an. Einer von ihnen lud mich ein, ihn zu besuchen. Ich ward bekannt mit einem Manne von warmem Herzen und lebhaftem Empfinden, dem gleich vielen andern der Riß zwischen Deutschland und England persönlich nahe ging. So

manch angeregte Stunde habe ich mit dem Kollegen in seinem Hause auf dem Haverstock Hill verbracht.

Von bleibendem Werte ist mir, mit Doktor Markel zusammengekommen zu sein, dessen Name nun mit Recht auch in deutschen Zeitungen wegen der hingebenden Fürsorge wiederholt genannt wird, die er den deutschen Gefangenen in England zuwendet. Er ist Württemberger von Geburt. Wir haben mehrere gemeinsame Freunde an den Ufern des Neckar. Mütterlicherseits aber hat er englisches Blut. Im Geburtslande der Mutter ist er heimisch geworden und fühlt sich heute ganz als Engländer. Aber er hat darum nicht seine deutschen Wurzeln vergessen. Als der Krieg ausbrach und die Deutschen in die Konzentrationslager gebracht wurden, da kam er, ihnen zu helfen. Erst durch Spenden von deutschen Büchern; dann wurde er gewahr, wie vieles fehlte und stellte eine lange Liste der Gegenstände auf, die in den Lagern besonders benötigt wurden.

Ich erhielt eine solche Liste Anfang November, als ich mich bei einem Manne, der vielfach Nächstenliebe übte, nach der Lage der deutschen Gefangenen erkundigte. Warme Kleidung stand in erster Linie, dann wurden Decken, Stiefel, Kissen verlangt, die letzteren „weil keine Sitzgelegenheit vorhanden ist; da wenig Platz für die Matratzen ist, müssen die Gefangenen auf diesen nachts schlafen und sie als Sitze bei Tag benutzen". Weiter Nähzeug aller Art, Tabak, Zigaretten, Pfeifen, Bücher mit der einzigen Beschränkung, daß sie nicht auf die im Gange befindlichen Ereignisse Bezug nähmen, Toilettenpapier, Mützen, Werkzeuge und Materialien für nützliche Beschäftigung; Nahrungsmittel wie Gemüse, Äpfel und vor allem Kaffee. Ich war ergriffen von der Summe dringend benötigter Gegenstände; sie

gab mir eine lebhafte Vorstellung von der Not und dem Elend, in der sich andre in England zurückgehaltene Deutsche befanden: fehlte ihnen doch Kleidung, und die Möglichkeit zu sitzen! Ich suchte infolgedessen Doktor Markel auf und konnte von ihm im Lauf der nächsten beiden Monate mit Vergnügen hören, daß sich die Lage der Gefangenen zusehends besserte. Anfang November war die Aufmerksamkeit des Home Office auf diese unwürdige Lage gelenkt worden. Um dieselbe Zeit hatte allerdings auch Deutschland die Engländer interniert. Ich habe sie nach meiner Rückkehr in Ruhleben besucht, und mit lebhafter Genugtuung bemerkt, daß ihnen weder Kleidung noch Sitzgelegenheit fehlte, daß es ihnen ferner gestattet war, von zeitgenössischen Ereignissen Kenntnis zu nehmen und eine bestimmte Berliner Zeitung zu lesen. Zeitungen sind in den Camps von England ausgeschlossen und daraus erklärt sich der Wunsch nach Toilettenpapier.

Hat sich also auch sehr vieles in den Konzentrationslagern der Deutschen in England gebessert, so besteht doch noch sehr viel Not an andrer Stelle. Die Familien sind oft in Bedrängnis zurückgeblieben, als der Vater, der Mann oder der Bruder urplötzlich in die Camps abgeführt wurden. Es gibt nicht wenige Körperschaften, welche in solchen Fällen Unterstützung gewähren. In London ist es die deutsche Wohltätigkeitsgesellschaft, welche den deutschen Frauen, ist das Franz-Josephs-Institut, das den österreichischen und ungarischen Frauen hilft. Außerhalb Londons hilft die deutsche Abteilung der Amerikanischen Botschaft den Deutschen, das Zentralkomitee für Unterstützung den Österreichern und Ungarn. Die Frauen englischer Abkunft aber haben Anspruch auf Versorgung durch englische Kassen.

Es sind also der Möglichkeiten genug. Aber welch arme zurückgelassene Frau kennt die Stellen, an die sie sich wenden könnte? Wie könnte man ihre Aufmerksamkeit auf die Stelle lenken, die Hilfe gewährt? Dafür spannte Doktor Markel die Gefangenen ein. Er veranlaßte, daß in den Camps Verzeichnisse der unterstützenden Körperschaften angeschlagen wurden: Der Mann konnte nun der Frau mitteilen, wohin sie sich im Falle der Not wenden könnte. Dies ist in weitem Umfange geschehen, und manche Not ist seither gelindert worden.

Natürlich ist der Postverkehr zwischen den Gefangenen und der Außenwelt ein langsamer; denn es wird ja alles gelesen, was aus dem Lager herausgeht und in dasselbe gelangt. Es ist namentlich anfänglich viel mehr geschrieben worden, als die Zensoren bewältigen konnten. Ganze Haufen von Briefen sind daher mit sehr großer Verspätung erst in die Hände der Adressaten gekommen und manch dringlicher Wunsch ist daher unerfüllt geblieben. Doktor Markel eröffnete den Gefangenen die Möglichkeit, ihre persönlichen Wünsche auf kurzem Wege in die Außenwelt gelangen zu lassen. Er ließ Wunschzettel drucken, welche die Gefangenen ausfüllten und dem Kommandanten des Lagers übergaben. Dieser leitete sie weiter an Doktor Markel, und letzterer tut sein Möglichstes, um die Wünsche zu erfüllen. Manchmal geht es nicht. Der Wunsch eines deutschen Studenten nach einem Lehrbuch über drahtlose Telegraphie ist unter den obwaltenden Umständen unerfüllbar. Aber als ein deutscher Vater zu Weihnachten wünschte, daß seiner fünfjährigen Tochter in Hamburg ein Andenken an England geschickt werde, geschah es. Sehr viele haben Strümpfe, wollene Leibwäsche, Bücher, Tabak und Zigarren,

selbst Kautabak erhalten, nach dem sich namentlich unsre Seeleute sehnten. Zu Weihnachten hat Doktor Markel jedem einzelnen Gefangenen eines bestimmten Camps ein kleines Geschenk zukommen lassen, das, an ihn persönlich gerichtet, den Gedanken erweckte, daß an jeden Einzelnen gedacht, und daß niemand vergessen würde. Das Speisezimmer im Markelschen Hause war um diese Zeit ein großer Packraum.

Aber auch den Angehörigen der Gefangenen konnte genützt werden, wenn bestimmte Wünsche vorlagen. Einer Frau konnte rechtzeitig in ihrer schweren Stunde eine Hilfe gestellt werden. So ist sehr viel, und sehr viel Gutes in aller Stille geschehen, und die Lage unsrer gefangenen deutschen Landsleute hat sich auch sonst zusehends gebessert, als die Einrichrichtungen in den Lagern mehr und mehr menschlichen Bedürfnissen angepaßt wurden. Natürlich braucht eine solch großzügige Tätigkeit, wie sie Doktor Markel entfaltet, ansehnliche Mittel. Sie können nicht durch öffentliche Sammlungen aufgebracht werden: Der Deutsche ist ja ein Feind, mit dem der Engländer keine Geschäfte treiben soll. Die zahlreichen in London lebenden Deutschen nehmen sich natürlich ihrer Landsleute sehr an. Aber der Wunsch bei nicht wenigen, nicht an die Öffentlichkeit zu treten, ist ein so lebhafter, daß er sie am Geben hindert. Viele Spenden laufen nur anonym ein. Einen größeren Betrag stiftete eine Französin: sie gab 1000 Mark. Sie haßte die Deutschen, aber ihre Not wollte sie doch lindern. Rührend war ein alter Jude, ein Büchersammler, der seinen letzten Groschen für Bücher aufwandte. Alles, was er sich darbend am Munde abgerungen, stellte er den deutschen Gefangenen zur Verfügung — er gab alle seine Bücher her.

In zwei Nationen wurzelnd, die heute leider in so bitterer Feindschaft leben, sieht Doktor Markel die vielen guten Züge, die beiden gemeinsam sind, und nichts freut ihn mehr, als wenn auf den Schlachtfeldern sich die Feinde zusammenfinden. Englische Schwerverwundete riefen, so erzählte er mir, auf dem Schlachtfelde stöhnend um Wasser: „Water, Water," ertönt es. Da hören sie unweit von sich dies Wort mit deutscher Aussprache wiederholen. Sie kriechen mühsam heran und stoßen auf einen deutschen Schwerverwundeten. Dieser deutet auf die wohlgefüllte Feldflasche neben sich und wiederholt auf Platt: „Water, Water". Sie wollen ihm zu trinken geben; er lehnt ab. Sie trinken selbst, und mittlerweile haucht der Deutsche das Leben aus. — Ein heimkehrender englischer Verwundeter, erzählte mir Doktor Markel ein andermal, trug eine Pickelhaube. Man frug ihn, ob er sie erobert habe. Nein, sie sei ein Geschenk: Nach der Schlacht habe er schwerverwundet dagelegen und sich nicht selbst verbinden können; neben ihm ein Deutscher in gleicher Lage. Keiner verstand die Sprache des andern, aber jeder merkte, wo es dem andern fehlte. Sie verbanden sich gegenseitig und tauschten zur Erinnerung Mütze und Pickelhaube aus.

Doktor Markel hofft, daß nach dem fürchterlichen Kriege sich die feindlichen Brüder wieder zusammenfinden möchten, so wie die beiden Verwundeten. Man müsse doch schließlich erkennen, daß man sich mißverstanden habe: Könne man doch manchmal die Inschrift auf einer Fensterscheibe von innen anders lesen als von außen, und würden nicht der Außenstehende und der Innenbefindliche glauben, jeweils das Richtige zu lesen? Sie könnten darüber in Streit geraten, bis einer sich an den Standpunkt des andern begäbe und sähe, daß eben auch dieser Recht habe. Doktor Markel

kann nicht an eine dauernde Entfremdung der Nationen seiner Eltern glauben. Was er für die Deutschen tut, tut er als englischer Gentleman. Sein Wahlspruch, unter dem württembergischen Wappen eingeschnitten im Getäfel seines Speisezimmers: „Furchtlos und treu" hilft ihm dabei hinweg über manchen Angriff, über Denunziationen und Verdächtigungen. Er bleibt unerschüttert in seinem Wohltun. Für ihn steht über der Nation die Menschheit, und in der Betätigung von Menschlichkeit findet er sich durch seinen englischen Patriotismus bestärkt. Gern gedenke ich der Abende, die ich bei ihm verbrachte. Er erschloß mir das Verständnis für manche Seiten des englischen Lebens, die mir bis dahin unverständlich geblieben. Aber andre Ereignisse entrollten mir neue geradezu barbarische Seiten.

Eines Tages hörte ich, daß die Frauen von Kameruner Beamten in London angelangt seien. Sie wohnten in einem Hotel in der City, das außerhalb meiner Grenzen lag. Ich ging zur Polizei, um zu bitten, daß ich dorthin gehen könnte. Der Beamte nahm eine Schnur zur Hand, maß damit auf dem Plane von London die Strecke von 5 Meilen ab und schlug damit um mein Quartier einen Bogen. Richtig, das Hotel blieb außerhalb, wenige hundert Yards, so wie ich vorausgesehen. „Da können Sie nicht hingehen," meinte er zunächst. Aber er betrachtete den Fall näher und ward gewahr, daß die Straße, an der das Hotel lag, aus meinen 5 Meilen nur mit einem Eck herausreichte. Da sagte er, daß ich die ganze Straße als zu meinem Gebiete gehörig betrachten könne; ich möchte unbedenklich dahin gehen; ich würde keine Schwierigkeiten haben, wenn man mich dort träfe. Ich ging also in das Hotel. Es liegt an einer der belebten Straßen

der nördlichen City, dort, wo schwere Lastwagen noch spät abends rollen und die Straßenbahnwagen nach den Vororten abgehen. Die ganze Gegend war unsauber. Um so mehr überraschte mich die saubere Eleganz des Hotels, das von einer christlichen Körperschaft erhalten wird. Die Wirtschaft war deutsch, der Pförtner ein Schweizer, die Wirtin eine Deutsche, die seit mehr als zwanzig Jahren in London lebt, und fast nur Deutsche waren im Hause.

Die Kameruner Frauen hatten eine qualvolle Reise hinter sich. Sie hatten ihre Häuser verlassen müssen und konnten in der Eile nur so viel mitnehmen, als sie gerade tragen konnten. Was sie zurückließen, wurde dann unter ihren Augen geplündert. Auf dem Schiffe mußten sie an die Offiziere alles Geld abgeben, das den Betrag von 100 Mark überstieg — auf Nimmerwiedersehen. Auf der Heimfahrt waren sie in Kabinen, die Männer aber im Innern des Schiffes untergebracht. Schlechte Verpflegung, unfreundliche Behandlung, große Unsauberkeit. In Southampton wurden sie von den Männern getrennt, die in langem Zuge in kalter Novembernacht zur Rollschuhbahn marschierten, wo sie in ihren dünnen Tropenkleidern auf nacktem Asphalt schlafen mußten. Die Frauen fuhren nach London, hoffend, es werde sich ermöglichen lassen, daß sie mit ihren Männern außerhalb der Camps würden so leben können, wie ich es tat: frei innerhalb eines Umkreises von 5 Meilen. Aber das ließ sich nicht erzielen. Die Männer waren — mochten sie Soldaten gewesen sein oder nicht — zu Kriegsgefangenen erklärt worden und mußten in den Camps bleiben. Hundert von ihnen sind während der ersten Wochen ihres Aufenthaltes in England schwer erkrankt.

In London stand den Frauen eine Überraschung

bevor. Sie wurden von Leuten der amerikanischen Botschaft und von einem in England ansässig gewordenen Deutschen auf dem Bahnhof erwartet, und mit Autos in das Hotel gebracht, wo sie sich nach langer Reise zum erstenmal wieder in einem gewissen Komfort sahen. Sie hatten sich bereits heimisch gemacht, als ich sie traf, trugen aber noch ihre leichten Tropenkleider, bis auf eine, die im Reitkleide erschien, weil es das dickste Kleid war, das sie besaß. Es war ein Anblick, der einem die Tränen in die Augen pressen konnte. Aber die Tragik des Schicksals wurde übertroffen durch die Komik der Situation, als sich der deutsche Professor unter die sieben, größtenteils weißgekleideten Frauen setzte. Es dauerte nicht lange und wir scherzten, lachten und erzählten uns Späße. Vergessen schien das harte Los den Frauen und mir die ungleich leichtere Verbannung nach London.

Ich bin dann und wann noch in das Gasthaus in der City gegangen, um die Frauen etwas zu zerstreuen, und habe auch die andern Deutschen kennen gelernt, die dort in billiger Pension lebten. Da war ein invalider Hauptmann, der mit seiner Frau den Sommer auf der Insel Wight verbringen wollte. Gleich nach Kriegsausbruch wurde er verhaftet, nach London in die Olympia gebracht, wo er auf nacktem Boden zu schlafen hatte. Nach etwa vierzehn Tagen kam er frei. Aber vergeblich bewarb er sich um die Erlaubnis zur Heimkehr. Da war ferner ein deutscher Kaufmann aus New York, der während des Krieges auf holländischem Schiffe die Fahrt nach Europa wagte. Er war vom neutralen Schiffe heruntergeholt und in London festgehalten worden, da er noch nicht ganz 55 Jahre zählte. Ihm gelang schließlich durch energisches Eingreifen des holländischen Gesandten, die Erlaubnis zur Heim-

reise nach Deutschland zu erhalten. Da war ein österreichischer Musiker, der seit Jahren in England lebte. Er mußte sein Haus verlassen, das nahe der Küste lag, wo sich die fremden Feinde nicht aufhalten dürfen. Da war ein deutscher Elektrotechniker. Er zählte sichtlich mehr als 55 Jahre. Aber ihm ward die Erlaubnis zur Heimkehr nach Deutschland nicht gegeben, da er eine zu gute Kenntnis von England erhalten habe. Er war also ein besonderer Leidensgefährte von mir. Da waren noch mehrere jüngere Herren. Aber ich bemerkte, daß alle Gäste in ihren Äußerungen mehr als vorsichtig waren und erfuhr bald, daß manches im Gasthaus Gesprochene der Londoner Polizei bekannt geworden war. Doppelte Vorsicht war also geboten gerade dort, wo man unter Landsleuten sicher zu sein glaubte. In der Tat war ein Gast auffällig bemüht, zu hören, was gerade gesprochen wurde, und dieser Gast machte aus seinen Sympathieen für England ebensowenig Hehl, wie aus seiner Verurteilung von Deutschland, in dem auch seine Wiege gestanden ist. Er war eben im Begriffe, die englische Staatsangehörigkeit zu erwerben.

Die Kameruner Frauen rüsteten sich alsbald der Jahreszeit angemessen aus, und ich zog vor, mit ihnen auf neutralem Boden zusammenzutreffen: in Museen oder in Konzerten. Die Konzerte der riesigen Albert-halle boten uns manchen Genuß und versetzten uns in gehobene Stimmung, wenn auch hier die Aufführung eines Potpourris der Nationalhymnen der Verbündeten mit einem fortwährenden Aufstehen und Niedersetzen verbunden war, was an ein bekanntes Gesellschaftsspiel erinnerte.

Nach und nach reisten die einzelnen Frauen nach Deutschland zurück, nachdem sie gesehen hatten, daß sie ihren Männern nicht helfen konnten. Am längsten

blieb Frau Bötefür. Sie hat seither in Berlin im Institut für Meereskunde in schlicht ergreifender Weise über ihre Erlebnisse vorgetragen, und auch sonst ist im Reiche die traurige Geschichte der braven Leute aus unsern Kolonieen bekannt geworden.

13 London während des Krieges

Das London, das ich während des Krieges gesehen habe, war bei Tag fast ebenso lebendig wie sonst. Der Verkehr auf den Straßen war nach wie vor der rege, Autos und Autobusse jagten daher und drängten sich stellenweise dicht zusammen. Auf den Bürgersteigen eilte in den Hauptstraßen des Zentrums eine geschäftige Menge. Die Züge der Untergrundbahn waren dicht besetzt. Nur ein genauer Kenner der Verhältnisse konnte bemerken, daß die Autobusse auf manchen Linien seltener geworden sind als früher. Viele von ihnen sind nach Flandern gebracht worden. Einige habe ich auf Straßenbildern des eroberten Antwerpen wiedererkannt.

Aber abends war das Bild ein wesentlich verschiedenes: Es brannte in den meisten Straßen höchstens der fünfte Teil der Laternen und in manchen Straßen überhaupt kein Licht, bald war diese, bald jene ganz finster: Man wünschte, daß das Nachtbild von London von oben gesehen, sich Tag für Tag änderte, so daß die Orientierung für Luftfahrzeuge erschwert sei; man sollte nicht von einem Tag auf den nächsten schließen können. Die Läden durften keine Außenlichter haben, und die Innenlichter mußten nach der Straße zu abgeblendet sein. Auf den sehr spärlich beleuchteten Themsebrücken mußten alle Wagen die Lichter ganz

verlöschen, und ob man über die Westminsterbrücke oder über die Brücke bei Kew fuhr, abends war es in allen Wagen stockdunkel. Selbstverständlich hatten sich die Straßenunfälle bei solchem Mangel an Licht sehr bedenklich gemehrt: ihre Zahl hatte sich schon im November gegenüber früher nahezu verdoppelt. Es erheischte in der Tat Geschick und Geistesgegenwart, wenn man abends die großen Straßenkreuzungen passieren wollte. Einmal wäre ich bei Charing Croß beinahe überfahren worden; in der Dunkelheit kam ein Auto quer hinter jenem Autobus gefahren, neben welchem ich eben passieren wollte; es war kaum einen Schritt vor mir, als ich zur Seite sprang.

Während unten in den Straßen tiefes Dunkel herrschte, suchten die Leuchtkegel von Scheinwerfern den Himmel ab. Plötzlich leuchtete eine niedere Wolke auf, getroffen von den hin- und herschweifenden Lichtern, die manchmal wie Kometenschweife sich über den Himmel hinwegzogen. Sie suchten nach Luftschiffen, und zwar insbesondere in der Nähe von James Park, dort wo sich der Buckinghampalast des Königs, das Parlament, die Ministerien und Klubs befinden. Ein Scheinwerfer stand auf dem Tore von Hyde Park Corner, ein zweiter bei den Elektrizitätswerken südlich vom Parlamentshause, ein dritter rechts der Themse unweit der Charing Croß-Brücke, und mitten drinnen befand sich auf einer kleinen Tribüne im Greenpark eine Kanone mit aufwärts gerichtetem Rohre. Man fürchtete, daß abends ein Zeppelin oder mehrere Zeppeline über London erscheinen und Bomben werfen könnten.

Die Furcht vor diesen Luftschiffen war eine außerordentlich große und beherrschte zweifellos die Stimmung in den breiteren Volksschichten. Sie trat drastisch

entgegen, als ich Mitte Oktober anlangte. Da priesen Plakate die Untergrundbahn als einen vor Bomben sicheren Verkehrsweg an; andre Plakate luden zur Versicherung gegen Bomben ein. Diese Plakate verschwanden zwar allmählich. Aber als dann ein deutscher Flieger über Sheerneß erschien, kamen neue. Eine Kundmachung der Admiralität gab an, wie man sich zu verhalten habe, wenn Bomben geworfen würden oder nach Luftschiffen geschossen würde. Seither sind, wie man mir erzählte, die wertvollsten Kunstwerke aus den Museen in die Keller gebracht worden, aus Furcht vor den Bomben, die von den Deutschen auf London geworfen werden könnten.

Ob die seit Ende September allabendlich stattfindende Verfinsterung von London lediglich den Zweck verfolgte, die Stadt vor Angriffen von der Höhe zu schützen, war mir einigermaßen zweifelhaft. Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß sie auch eine politische Aufgabe habe, nämlich den Londoner auf den Krieg aufmerksam zu machen. Man empfand in der Stadt nicht, daß in einer Entfernung von kaum 200 Kilometer gekämpft wurde. London liegt näher am flandrischen Kriegsschauplatze als Köln, und weit mehr als halb so nahe wie Berlin dem Kriegsschauplatze in Polen. Da mochte es den leitenden Kreisen wohl als wünschenswert vorkommen, dem Londoner nach des Tages Arbeit die Schrecknisse des Krieges etwas näher zu rücken und ihm zu vergegenwärtigen, daß er in der britischen Hauptstadt vor feindlichen Angriffen keineswegs ganz sicher sei. Zwei Vorteile erwuchsen daraus: Die Rekrutierung wurde befördert, und es wurde gespart. Ein Vertreter der englischen Großindustrie machte mich darauf aufmerksam, daß Glühstrümpfe und Kohlenstifte für die Bogenlampen in

London knapp würden; beides sind Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes.

Die Rekrutierung spielte eine große Rolle in London und beherrschte bis zu einem gewissen Grade das Straßenbild. An jeder Straßenecke wurden die Vorübergehenden durch Plakate eindringlich ermahnt, sich der Armee anzuschließen: „Wir brauchen ein neues Hunderttausend, schließe Dich sogleich der Armee an." — Ein Plakat zeigte unter dem Bilde von Lord Roberts die Worte: „Ich habe meine Pflicht getan; hast Du die Deine getan und Dich der Armee angeschlossen?" — In großen Buchstaben wurden die Worte Nelsons wiedergegeben: „Die Briten haben immer ihre Pflicht getan," darunter: „Schließe Dich der Armee an." — Man sah eine Abbildung des belgischen Neutralitätsvertrages, die Siegel der einzelnen Mächte und die Unterschrift ihrer Vertreter, die den Vertrag geschlossen. Darunter: „Preußen hat diesen Vertrag einen Wisch Papier genannt und die Neutralität Belgiens verletzt; England muß sie schützen, schließe Dich der Armee an." — Nach dem Bombardement von Scarborough hieß es: „Rächt die gemordeten Frauen und Kinder, schließt Euch der Armee an." Unter den Fenstern der Hotels in Piccadilly stand in großen Buchstaben: „Wir brauchen ein neues Hunderttausend, schließt Euch der Armee an."

Welchen Erfolg diese zahlreichen Werbungen hatten, kann ich nicht nach eigener Beobachtung sagen. Ich habe gelegentlich ein Andrängen von Leuten zu den Werbelokalen gesehen, und die Zeitungen berichteten einmal, daß sich in London an einem Tage 2000 Freiwillige gemeldet hätten. An andern Tagen wurden aber nur 800 genannt, und in der Regel scheinen es sehr erheblich weniger gewesen zu sein; denn die Zahl wurde gewöhnlich nicht mitgeteilt. Auch über die

Gesamtzahl der Freiwilligen, die sich der britischen Armee angeschlossen haben, bin ich natürlich nicht unterrichtet. Nur möchte ich aus dem Stile der Plakate schließen, daß bis Jahresschluß die Million nicht voll geworden ist, die Lord Kitchener erwartete. Das Ergebnis steht meines Erachtens ganz bedeutend hinter demjenigen zurück, das wir in Deutschland erzielt haben. Die Zahl unsrer Kriegsfreiwilligen übertrifft die der englischen ganz bedeutend, obwohl wir unsern jungen Leuten nicht durch Plakate zugeredet haben, sich der Armee anzuschließen. Sie kamen aus freien Stücken, weil sie es als ihre selbstverständliche Pflicht ansahen, und warteten nicht bis sie gerufen wurden. Daß der Einzelne Pflichten gegen den Staat hat, lernt in England die große Masse jetzt durch den Krieg, sagte mir ein Bekannter. In einem Punkte liegen aber die Dinge drüben nicht anders als bei uns. Es ist auf beiden Seiten die junge Intelligenz, die sich zu den Waffen drängt. Die wehrpflichtigen Söhne in allen Familien, die ich kenne, sind ausnahmslos unter den Waffen. Zahlreiche Ämter haben ihre jüngeren Beamten hergegeben. In den Universitäten Oxford und Cambridge sind fast nur Damen zurückgeblieben. Cambridge rühmt sich, 1200 junge Offiziere gestellt zu haben. In vielen bekannten Familien war schon vor Weihnachten Trauer um Verluste eingezogen; so mancher einzige Sohn ist im Felde geblieben, aber zahlreiche junge, kerngesunde Omnibusschaffner, Kutscher, Verkäufer und Arbeiter bewiesen, daß um Weihnachten in der breiten Masse der Bevölkerung die Neigung zum Militärdienst noch nicht geweckt war.

Fast mehr als bei uns wurde das Straßenbild in London von Soldaten beherrscht. Ist in Friedenszeiten die Uniform in London eine Seltenheit, so fehlte

jetzt der Khaki nirgends: Man konnte nicht im Autobus fahren, ohne Soldaten zu treffen; sie machten einen ansehnlichen Teil der Passagiere der Untergrundbahn aus, und ich möchte glauben, daß am Ende des letzten Jahres mehr als 100 000 Soldaten in der Riesenstadt London waren. Sie wurden gedrillt, wo nur ein Platz ist. Im Hyde Park exerzierte Infanterie und ritt Kavallerie, im Hofe des Burlington-Hauses übten sich die jungen Künstler, in den Gärten von Lincolns Inn die Juristen. In Greenpark lagerte etwas Kavallerie. Leerstehende Privathäuser, wie man sie im Westen Londons in überraschender Zahl antrifft — man sagte mir, daß die Bewirtschaftung großer Familienhäuser wegen der hohen Zahl notwendiger Dienstboten zu teuer käme — waren in Kasernen verwandelt. Ein ganzes Bataillon lag gegenüber dem Victoria und Albert Museum. Aber nicht nur in London war Militär. Als mir einmal gestattet wurde, meinen eng bemessenen Umkreis zu verlassen, um einen Freund im Südosten von London zu besuchen, da hörte ich, daß in der Nähe ein Bataillon läge und traf beim Spazierengehen auf Reiterpatrouillen, die sich offenbar im Orientieren übten. Die eine ritt oben auf der Höhe im Nebel, die andre kehrte unten im Tale im Wirtshaus ein. Große Truppenmengen lägen, so erzählte man mir, namentlich in der Grafschaft Norfolk: Dort hätten die Badeorte im Sommer wegen des Krieges sehr gelitten, und man wollte sie durch Einquartierung von Soldaten entschädigen. In Wirklichkeit handelte es sich aber wohl um einen ausgedehnten Schutz der Deutschland am nächsten gelegenen Grafschaft von England. Auch an der Südküste lagen Truppen. Aus den dortigen Lagern kamen öfters Klagen in den Zeitungen; das Zeltleben im Winter behagte nicht; der bodenlose

Zustand der Wege in den Camps wurde wiederholt gerügt.

Ich habe nie Militärdienst geleistet und habe daher kein Urteil über den militärischen Wert der neuen in Bildung begriffenen englischen Armee. Aber so viel ist mir sicher, daß das Drillen mit Ernst geschieht. Freilich, ein an deutsche Uniformität gewöhntes Auge würde Anstoß nehmen daran, daß die neuen Truppen wochenlang in Zivilanzügen exerzieren. Aber sie tun es mit sichtlicher Hingebung. Ein besonderer Gegenstand der Übungen ist das Zeichenwinken mit einer kleinen Fahne. Wiederholt haben englische Zeitungen gerühmt, daß durch derartige Signale Vorteile errungen seien. Es wurde beispielsweise berichtet, daß ein Verwundeter, der sich nicht weiterschleppen konnte, durch Winken die hinter ihm stehenden Soldaten vom Herannahen einer deutschen Patrouille verständigt habe. Das Einexerzieren selbst dauerte in einigen Fällen bereits seit Beginn des Krieges, in andern sind junge Leute nach kaum zweimonatlichem Drill als Offiziere zur Front abgegangen. Allerdings muß berücksichtigt werden, daß die jungen Leute durch Jugendwehren auf den Schulen und durch Teilnahme an militärisch organisiertem Exerzieren auf den Universitäten sich schon eine gewisse Summe militärischer Kenntnisse erworben haben. Auch handelte es sich in dem Falle, wo bereits nach zweimonatigem Einexerzieren der Offizier ausgebildet war, um Nachschub zum Regimente der Gordon Hochländer, von welchem ein großer Teil in deutsche Gefangenschaft geraten ist, während das lange Drillen bei den Neuformationen geschah. Hand in Hand mit dem Einexerzieren ging die Anleitung zur Mäßigkeit. Immer wieder klärten die Zeitungen das Publikum auf, wie wenig gut es

sei, die Soldaten zum Alkoholgenusse einzuladen. Nüchternheit sei unerläßlich für den Krieger. Ich habe auch nur einmal in London einen betrunkenen Soldaten gesehen. Aber in den neun Jahren meines Aufenthaltes in Berlin bin ich in den entsprechenden Stadtteilen nicht einem einzigen begegnet.

Mein Eindruck geht dahin, daß die neue englische Armee ein nicht zu unterschätzender Faktor ist und jene Beachtung verdient, die ihr von der deutschen Heeresleitung geschenkt wird. Ob sie nun freilich so wie man in England vielfach glaubt, größtenteils auf den Kontinent gebracht werden wird, ist mir nicht sicher. Ein sehr namhafter Teil wird auf dem Inselkönigreiche zurückbleiben müssen, und dieser Teil wird um so größer sein, je mehr Flotten- und Fliegerangriffe die englischen Küsten beunruhigen. Ein ansehnlicher Teil der englischen Freiwilligenarmee ist ferner zur Zeit meines Aufenthaltes nach Ägypten gegangen, angeblich, um dort befindliche reguläre Truppen freizumachen. Wir brauchen meines Erachtens wohl kaum zu fürchten, daß der Einfall englischer Truppen in Süddeutschland, von dem die Zeitungen gelegentlich geschrieben haben, stattfinden wird, oder daß das rheinisch-westfälische Industriegebiet erobert werden wird, was im Parlamente als erstrebenswertes Ziel hingestellt worden ist. Wie ich hörte, wetteten die Offiziere, die um Weihnachten zur Front abgingen wohl, Belgien zu erobern, einige sogar, zum Rhein zu gelangen — aber die Wette, über den Rhein zu kommen, ging kein Offizier mehr ein, trotzdem es jeden Tag neue Siegesnachrichten gab. Auch wurde Klage darüber geführt, daß die Soldaten zwar Französisch und Flämisch, nicht aber Deutsch lernten.

Wie in der Menge die Uniform, so spielte die militärische Ausrüstung in den Schaufenstern eine große

Rolle. Die Schneider legten die schönsten Khakiröcke und -hosen, die elegantesten Wickelgamaschen aus, die Lederwarengeschäfte Gamaschen und Schuhwerk für die Front. Socken, Leibbinden, Kopftücher, schneidige Klingen, nette Mützen, alles trug die Aufschrift: „Passende Ausrüstung für die Front". Selbstverständlich gehören hierzu auch Feldstecher. Aber an den schönen Zeißschen Triedergläsern mit Entfernungsmessern herrschte Mangel. Ein Aufruf richtete sich in den Zeitungen an die glücklichen Besitzer solcher Gläser, sie möchten das, was sie hätten, den Truppen zur Verfügung stellen. Neben Notwendigkeiten wurde aber auch vieles andre als passende Ausrüstung angepriesen. Da gab es kleine Photographieen auf Porzellanscheibchen, die dem Soldaten zur Erinnerung an die teure Mutter oder liebende Braut mitgegeben werden sollten; er sollte Thermoflaschen mitnehmen — man kann sich kaum etwas ausdenken, das nicht für die Front passen sollte, und sicherlich wurde sehr viel mitgenommen. Von einem jungen Offizier hörte ich, daß er mit nicht weniger als 90 Pfund Gepäck nach Flandern gegangen sei. Das verrät deutlich, daß er damit rechnete, im Schützengraben zu liegen; da kann man gewiß vieles und vielerlei brauchen. An die Offensive dachte der junge Mann offenbar nicht.

Bringt schon in Friedenszeiten der Zeitungsverkauf ein gewisses Leben auf die Londoner Straßen, so hat er sich während des Krieges zu einem sehr charakteristischen Zuge im Verkehrsbilde gestaltet. An allen wichtigen Straßenecken stehen Verkäufer und rufen die neuesten Nachrichten ihres Blattes aus, die überdies in großen Plakaten, die sie in der Hand halten oder auf dem Erdboden vor sich ausbreiten, in großen Lettern verkündet werden. Das sind sogenannte „Posters".

Kleine Automobile bringen den Verkäufern paketweise die allerneuesten Nummern, und ist eben eine solche erschienen, so laufen Burschen nach allen Richtungen hin aus, laut rufend, was man für einen Penny kaufen kann. Das geschieht oft genug; denn die Abendblätter — vor allem die „Evening News" — bringen nachmittags alle paar Stunden eine neue Kriegsnummer; erst um vier, dann halb sechs, dann acht Uhr. Da liest man im Poster um vier Uhr: „Heldentaten der Londoner Schotten", halb sechs Uhr: „Zerstörung des deutschen Unterseebootshafens Zeebrügge" und um acht Uhr eventuell: „Krakau in Flammen". Je mehr der Poster anzieht, desto mehr Nummern des Blattes werden verkauft; daher überbieten sich die Zeitungen mit sensationellen Ankündigungen und alarmieren damit die breiteren Schichten der Bevölkerung. Der Verständige allerdings — auch unter den Briten — schenkt den Abendblättern keine Beachtung. Wenn die eine Zeitung ankündigt: „Flucht der Österreicher in Galizien" und die andre: „Deutsche Laufgräben gewonnen" und die dritte: „Deutsche Grausamkeiten" — da ist man sicher, daß es nichts von Belang gibt. Liegen Neuigkeiten von wirklicher Bedeutung vor, dann stimmen die Poster überein. So war es, als die „Emden" unterging. Nur die Stilisierung zeigte kleine Unterschiede in der Ankündigung. Eine Zeitung sagte: „Emden zerstört, Kapitän sicher" und hatte damit Erfolg; denn die Popularität von Kapitän v. Müller ist im ganzen Britischen Reiche eine sehr große. Bereits in Colombo hörte ich, daß man ihm ein Diner geben würde, wenn er ans Land käme, obwohl er damals erst fünf Schiffe versenkt hatte.

Übereinstimmung herrschte in den Posters auch, als Scarborough bombardiert worden war. Einhellig

waren damals alle Zeitungen in der Hervorhebung, daß es sich um einen offenen, unbefestigten Platz handelte. Erst allmählich sickerte durch, daß dort auch Batterieen seien, und solche wird jedermann erwarten, der weiß, welch hohes Kliff sich neben dem Seebade erhebt. Ich vergesse nicht die Betroffenheit der Gesichter, als das Bombardement bekannt wurde. Sie spiegelte ungefähr das, was eine Zeitung tags darauf sagte: „Wo ist denn unsre Flotte?“ Zweifellos hat das Bombardement der englischen Häfen auf die große Masse einen sehr tiefen Eindruck gemacht. Bitter urteilten die Intelligenten und beklagten — irregeführt wie häufig durch die offiziellen Angaben — daß Deutschland dazu herabgesunken sei, ein offenes Seebad zu bombardieren. Das würde naturgemäß die Rekrutierung günstig beeinflussen, und es würde sich nunmehr voraussichtlich auch die landwirtschaftliche Bevölkerung anwerben lassen, die bisher der Armee ferngeblieben sei. Es kam mir allerdings nicht überzeugend vor, daß das Bombardement eines eleganten Seebades gerade die landwirtschaftliche Bevölkerung in die Armee treiben würde. Es war mir jedoch sehr interessant, aus der Bemerkung zu ersehen, daß der englische Bauer in der neuen Armee noch fehlte.

Nicht alles, was die Poster ankündigten, war wahr und verläßlich. Oft handelte es sich um Nachrichten, deren Unrichtigkeit auf der Hand lag. Manchmal setzten sie dann vorsichtig hinzu: „Reported“ und kennzeichneten damit für den Kundigen die Unzuverlässigkeit des Telegrammes. Aber das hinderte nicht, daß die Zeitungen vom großen Publikum gekauft und die Sache geglaubt wurde, daß die Nachricht ferner überging in jene Sonntagsblätter, welche dem biederen Bürger eine Wochenübersicht der Geschehnisse bieten;

es hinderte nicht, daß die Nachricht in alle Welt hinausgekabelt und in den Ländern an der Grenze der Kultur als bare Münze genommen wurde.

Nicht nur die Abendblätter hatten einen sensationellen Anstrich. Er trat auch in der „Times" hervor. Sie ist nicht mehr das vornehme Blatt mit weltumspannendem, sicherem Nachrichtendienste. Seitdem sie in die Hände von Lord Northcliffe übergegangen ist, wetteifert sie mit vierzig andern Zeitungen dieses Zeitungsmagnaten in der Betonung des Sensationellen, und ihr Ansehen hat daher bei den Intellektuellen Londons sehr stark gelitten. „Glauben Sie nicht der Times," sagte mein Freund im Nordwesten. Stärker äußerte sich der Industrielle: „Die Times ist ein Lügenblatt, das gegen Geld und gute Bezahlung jedwelche Nachricht bringt. Wollen Sie eine anständige Zeitung lesen, so lesen Sie den Labour Leader." Das ist das Blatt der Arbeiterpartei. Auch von andrer Seite ist es mir gerühmt worden; aber ich bin nur selten dazu gekommen, es zu lesen. Interessiert hat mich vor allem, daß darin die Geistlichen angeführt werden, die für den Frieden predigen. Es waren ihrer im ganzen Inselkönigreiche etwa sieben.

In den Kriegsnachrichten der Zeitungen spielten die Briefe von der Front eine erhebliche Rolle. Da schrieb ein Sergeant, wie viele in den Schützengraben eingedrungene Deutsche er getötet habe. Ein andrer schilderte das mörderische Feuer seines Zuges, unter dem Hunderte von deutschen Stürmenden gefallen. Kurz, der einzelne Soldat wurde viel mehr als bei uns wie ein persönlicher Held in den Vordergrund gerückt, und als einmal in einem offiziellen Berichte erwähnt wurde, daß drei Soldaten ein deutsches Maschinengewehr genommen hatten, da kam hinterher ein

„Eingesandt" vom Vater eines der Beteiligten mit der Frage: Warum nennt man nicht die Namen unsrer wackeren Soldaten? Die Anpreisung des eigenen Heldentums ging gewöhnlich mit der Herabsetzung des Gegners Hand in Hand. Oft genug wurde geschrieben, wie die Deutschen davongelaufen seien, und die illustrierten Blätter brachten immer aufs neue Abbildungen von der Flucht deutscher Truppen. Auch die Erschießung eines deutschen Spions wurde einmal im Bilde gezeigt: Rechts sah man einen Zug englischer Soldaten mit angelegten Gewehren, links unter dem Baume stand mit verbundenen Augen der Spion. Bei näherem Zusehen erkannte ich, daß die rechte Seite des Bildes nach irgend einer Photographie gefertigt, und die ganze linke Seite hineinretouchiert war. Dann und wann las man aber auch anerkennende Stimmen über die deutschen Soldaten. Am 19. November schrieb ein englischer General in der „Times": „Ich ärgere mich über die Zeitungsnachrichten, daß die deutschen Soldaten geringwertig seien. Glaubt nicht ein Wort davon; sie sind in jeder Hinsicht glänzend. Ihr Mut, ihre Tüchtigkeit, ihre Organisation, ihre Ausrüstung und Leitung sind vom besten und werden nicht von irgendwelchen Truppen übertroffen. Ich bin voll Bewunderung für sie, und dieser Meinung sind alle, die etwas von ihnen wissen." Ehrlicherweise fügte der General hinzu, daß die deutschen Soldaten, mit denen er zu kämpfen habe, sich nichts zuschulden kommen ließen. Gleichwohl stand für ihn sicher, daß sie früher, beim Einmarsch in Belgien, große Greueltaten begangen hätten. Aber eine Persönlichkeit, die bald nach Kriegsausbruch nach Belgien gegangen war, um zu sehen, was an jenen Greueltaten war, hat, wie ich hörte, keine einzige einwandfrei

feststellen können. Keine einzige Zeitung Londons hat den Bericht über dieses Ergebnis drucken wollen. Im Dezember wurde ein Komitee eingesetzt, die Greueltaten zu untersuchen; es forderte in den Zeitungen Zeugen auf, sich zu melden.

Bei Beginn des Krieges haben die illustrierten Tagesblätter vielfach noch die Abbildungen aller gefallenen Offiziere gebracht; später brachten sie nur noch eine sehr kleine Auswahl. Man schätzte Ende Dezember in London die Zahl der gefallenen Offiziere auf die Hälfte aller am Kampfe beteiligt gewesenen, und wußte von indischen Regimentern zu erzählen, deren europäische Offiziere samt und sonders gefallen seien. Die großen Tageszeitungen geben nun in der Regel nur die Namen der gefallenen Offiziere mit ganz kurzen biographischen Angaben an. Sie füllen damit gelegentlich einen großen Teil der ersten Seite, sowie ihren eigenen Säckel, denn eine solche Todesanzeige kostet die Hinterbliebenen 7 Schilling 6 Pence.

Mein Leibblatt war die „Times". Ich bin vor mehr als dreißig Jahren schon einmal auf sie abonniert gewesen, um Englisch zu lernen und habe damals eine hohe Meinung von dem Blatte gewonnen. Nunmehr lernte ich es mit Vorsicht lesen, und konnte mir nach einiger Übung ein leidlich richtiges Bild von der Kriegslage machen. Ich las erst die Übersicht der neuesten Telegramme des Dreiverbandes; dann suchte ich die Rubrik „Mit deutschen Augen" auf, und erfuhr die offiziellen Nachrichten des Generalstabes, die mit Funkenspruch der Welt verkündet werden. Oft hat ihre etwas gehackte Kürze in mir den Verdacht rege gemacht, als ob von den englischen Zeitungen Wichtiges weggelassen worden sei. Aber ich habe seither gesehen, daß die Kriegsnachrichten der Obersten Heeresleitung nicht

mehr die vollen Töne anschlagen, die sie anfänglich besessen haben. Nachdem ich also beide Seiten gehört, las ich die weiteren Nachrichten, die Berichte der Korrespondenten, die hinter der Front etwas gehört, die Briefe der Soldaten, die Leitartikel, das Eingesandte, um schließlich die Schiffsnachrichten zu überblicken und die Versicherungssätze zu studieren: spiegelt doch deren Höhe bis zu hohem Grade die Sicherheit des Seeverkehrs. Bei genauerer Durchsicht bin ich dann nicht selten auf sehr wichtige Nachrichten und auf Richtigstellungen früherer Berichte gestoßen, die sich in kleiner Schrift in irgend einem Winkel des Blattes versteckten.

Es ist durch die „Times" meine Aufmerksamkeit auch auf Sachen gelenkt worden, von denen man in England nichts hörte. Einmal schrieb sie in einem Leitartikel von einem britischen Schiffe, über dessen Schicksal die ganze Welt etwas wisse, während man in England davon nichts sagen dürfe. Ich ging an jene Stelle, wo mir eine schweizerische Zeitung zugänglich war und erfuhr, daß die „Audacious" gesunken ist. Das wurde noch um die Zeit meiner Abreise von eingeweihten Kreisen auf das entschiedenste bestritten. Es wurde allerdings zugegeben, daß das große Schiff von einer Mine getroffen sei, aber nicht gesunken, sondern nur verletzt sei. Die „Audacious" liege in Portsmouth in Reparatur, sagte mir ein junger Diplomat eines neutralen europäischen Staates, welcher sich über viele Dinge gut unterrichtet erwies. Aber warum gibt man dann nicht zu, daß ein Unfall passiert ist? Weil die Mine, an die das Schiff gestoßen ist, wahrscheinlich eine von den irischen Nationalisten gelegte ist! Aber von vielen Dingen habe ich in der „Times" nichts gelesen, und noch viel mehr ist mir

entgangen während der Seereise, als ich lediglich auf Reutersche Telegramme angewiesen war. Auf die Bedeutung von Hindenburgs Siegen bei den masurischen Seen bin ich erst aufmerksam geworden, als die Universität Königsberg dem Heerführer den vierfachen Ehrendoktor verlieh. Ein Deutscher in London, welcher regelmäßig schweizerische Zeitungen las, erzählte mir dann Ende November die erschütternden Einzelheiten von der Schlacht von Tannenberg. Als Hindenburgs letzter Vorstoß gegen Warschau einsetzte, und er die Russen bei Wloclawek empfindlich schlug, da stand in der „Times" die Nachricht von einem großen Siege der Russen, und von einem solchen sprach auch Lord Kitchener im Parlamente, als er das Wort zu der neuen Kriegsanleihe ergriff. Der Weg nach Berlin sei den Russen nun offen. Von weiterem Vorrücken Hindenburgs wußte der Kriegsschriftsteller der „Times" nur zu sagen, daß es die Tat eines Verzweifelnden sei und allen Regeln der Strategie Hohn spreche.

Schlimmer als die Weglassung von Fakten ist natürlich die Erdichtung von solchen, und das Gefährlichste für den deutschen Leser war gewiß, wenn die Telegramme von Wolffs Telegraphischem Bureau Zufügungen erhielten, die Englands Interesse dienen sollten, die man aber nicht ohne weiteres als Zusätze erkennen konnte. Allerdings haben die deutschen Berichte einen ganz bestimmten Stil, der nicht leicht nachgeahmt werden kann. Es sind kurze Meldungen über Geschehenes, die jeden Ausblick in die Zukunft ängstlich vermeiden. Ein kritischer Leser kann daher alles das, was auf die Zukunft Bezug nimmt, als Zufügung erkennen. So war es, als etwa Ende Oktober die „Times" einmal deutsche Telegramme

veröffentlichte, welche den Fall von Verdun als dicht bevorstehend hinstellten. Nicht so leicht war eine Nachricht als Hinzufügung zu erkennen, welche die „Times“ Ende November unter den deutschen Funkspruchnachrichten brachte: Es seien bei der Yserüberschwemmung 12 000 Engländer ertrunken. Aber so etwas kann doch ein deutscher Berichterstatter unmöglich wissen, und er kann es daher bei gewissenhaftem Vorgehen nicht telegraphieren. Ich bezweifelte daher die Nachricht. Ein paar Tage später kam die „Times“ auf sie zurück und führte sie als ein Beispiel von Lügenhaftigkeit der deutschen Kriegsberichterstattung an. Ich habe mich seither bei Wolffs Telegraphischem Bureau erkundigt, ob es diese Nachricht verbreitet habe; die Antwort lautete: „Wir haben eine Meldung über das Ertrinken von 12 000 Engländern infolge der Yserüberschwemmung weder durch Funkenspruch noch auf andre Weise verbreitet.“ Offenbar hat die „Times“ die Nachricht erfunden, um dann einige Tage später sagen zu können: Die deutsche Kriegsberichterstattung ist lügenhaft. — Natürlich denkt kein Engländer an solch kecke Fälschungen, und die Verleumdung der Deutschen findet Glauben. Aber auch der Deutsche im Auslande kann durch sie befangen gemacht werden, selbst wenn er die Fälschung als solche erkennt. Denn könnte sie nicht vielleicht von Deutschland ausgehen? Könnte nicht die oberste Heeresleitung aus ihrer Rolle gefallen sein und sich genötigt sehen, der deutschen Bevölkerung Sand in die Augen zu streuen? Manch empfindsamer Deutscher in London kam daher aus der Beklommenheit nicht heraus. Es gehörte festes Vertrauen auf die Ehrlichkeit der deutschen Sache dazu, um nicht angesteckt zu werden von den Verleumdungen der Londoner Presse. Wo man hinschaute,

stieß man auf Entstellungen. So wurden beispielsweise die Summen der deutschen Verluste, die sich aus den deutschen Verlustlisten ergeben, gelegentlich veröffentlicht. Aber es wurde stets behauptet, daß es sich nur um die preußischen Verluste handle. Um die gesamten deutschen Verluste zu erhalten, müsse man die Zahl noch um ein Drittel erhöhen, und so kam man bereits im Oktober auf eine Höhe der deutschen Verluste, die tatsächlich erst Ende Januar erreicht worden ist.

Die Presse ist nicht der einzige Faktor, welcher das Volk unablässig zum Kriege aufstachelt. In gleicher Richtung wirkt der Buchhandel. Zahlreiche kleine Schriftchen beschäftigen sich mit dem Kriege. Aber während bei uns die Aufklärung im Vordergrunde steht, liebt es die englische Broschürenliteratur besonders, sich mit unserm Kaiser zu beschäftigen. Er wird in der gehässigsten Weise dargestellt: als Mörder oder Rasender, als Attila oder als Antichrist. Ich habe mich gescheut, die einschlägigen Schriften, deren es eine große Zahl gibt, mit mir nach Deutschland zu nehmen: Ich hätte mich geschämt, wenn man sie beim Verlassen von London in meinem Koffer angetroffen hätte, und es wäre mir peinlich gewesen, wenn man sie beim Betreten des deutschen Bodens bei mir vorgefunden hätte. Doch bereue ich heute, sie nicht mit mir genommen zu haben; denn sie sind kulturhistorisch bemerkenswert. Man begreift nicht, wie die Literatur eines Kulturvolkes so entarten kann, wie es mit der englischen auf dem Gebiete der Kriegsliteratur geschehen ist. Sie kennzeichnet sich wie die Zeitungen nicht bloß durch Lügenhaftigkeit, sondern durch geradezu bodenlose Gemeinheit. Sie reizt das Volk nicht bloß auf, sondern sie vergiftet es.

Der Dritte im Bunde der Volksaufstachelung ist

das Lichtspiel. Ich gehöre nicht zu seinen Besuchern und kann hier nicht nach eigener Anschauung berichten. Ein Deutscher hat mir erzählt, was er in einem sehr besuchten Kino gesehen: Zuerst ein Bild mit dem Titel „Im Irrenhause". Der Wärter zeigt einer Reihe von Besuchern einen Kranken und sagt: „Der bildet sich ein, ein Napoleon zu sein," und diese Person zeigt die Züge unsres Kaisers. Dann folgte das Lichtspiel „Die belgische Marie". Deutsche Offiziere quartieren sich in einem Dörfchen ein. Maries Liebhaber will sie töten, wird aber bemerkt und erschossen. Nun nähert sich Marie der Schildwache, kost mit ihr und ersticht sie dabei. Dann legt sie Reisig um das Haus, begießt es mit Petroleum und zündet es an. Die Offiziere verbrennen. Militär rückt an und macht das abgebrannte Haus der Erde gleich. — So ist es auf der einen Lichtbühne, und viele andre künden ähnliche Kriegsstücke an.

Man könnte glauben, es mit einer weitverzweigten Organisation zu tun zu haben und meinen, daß Presse, Schundliteratur und Kino alle im Solde der Regierung stehen. Das ist gewiß nicht der Fall. Die Presse hat ihre Unabhängigkeit, und sie drängt gelegentlich die Regierung zu Maßnahmen, die von ihr gar nicht beabsichtigt sind. Es waren die Abendblätter, welche die Deutschenhetze Ende Oktober betrieben, welche die Entfernung des Prinzen von Battenberg aus der Admiralität verlangten. Auch möchte ich ablehnen, daß die Regierung ihre Hand in der Schundliteratur und in den Lichtspielen habe. Aber sie braucht die Aufstachelung der Massen, die an sich friedfertig gestimmt sind, und diese Aufstachelung geschieht am leichtesten durch das Aufrühren der niedersten Instinkte. Gerade aber hierbei läßt sich das beste Geschäft machen.

Das Geschäft ist das gemeinsame Leitmotiv für alle Bewegungen, welche Deutschenhaß schüren und Abscheu vor dem Kaiser wecken. Es wäre weit gefehlt, die englische Presse heute als Ausdruck der öffentlichen Meinung anzusehen; sondern die öffentliche Meinung ist ihr Werk, und ihr Leitmotiv die Erzielung reicher Dividenden für die Besitzer oder Aktionäre.

14 Die Stimmung in London

Die große Masse der Bevölkerung, insbesondere die Arbeiterschaft Londons ist meines Erachtens gar nicht für den Krieg eingenommen und empfand zur Zeit meines Aufenthaltes die anwachsende Teurung als sehr lästig. Auch ist sie durchaus nicht deutschfeindlich. Eine einfache klarblickende Frau sagte mir einmal, sie könnte denen nicht beipflichten, welche in den Engländern nur die Guten und in den Deutschen nur die Bösen erblickten. Es gäbe in England Gute und Böse, und so wäre es vermutlich auch in Deutschland. Aber tief im Volke wurzelt eine Furcht vor dem Deutschen, der sich wegen seiner Tüchtigkeit als Handwerker oder kleiner Geschäftsmann rasch vorwärts bringt und ein kriegerischer Soldat ist. Diese Furcht vor den Deutschen wird gesteigert durch die Furcht vor den deutschen Luftschiffen. Sie kennt keine Grenzen.

Der Kriegsfreund ist namentlich in der besitzenden Klasse zu suchen. Gewisse Kreise aus den oberen Zehntausend haben seit Jahren auf einen Krieg mit Deutschland hingearbeitet, und andre haben gebremst, aber als der Krieg ausbrach, da waren sie alle einig, daß England den Krieg, der ihm aufgedrungen sei, auch durchführen müsse. Der Krieg ist eine Verrücktheit,

sagte mir ein Bekannter, aber nachdem er einmal begonnen sei, erheische die Ehre Englands, ihn durchzuhalten. Ob sie Konservative sind oder Liberale, die den Krieg von Anfang an nicht wünschten, alle Gebildeten in England treten heute für ihn ein, und zwar mit derselben festen Überzeugung, daß das Recht auf ihrer Seite sei, wie es bei uns geschieht. Wiederholt hat man mir das englische Blaubuch über die Ursachen des Krieges angeboten, um mich vom englischen Rechte zu überzeugen. Ich habe es auch als deutsche Übersetzung zugesandt erhalten. Und wie bei uns wird in der Kirche gepredigt für die gute Sache mit wenigen Ausnahmen, und es läuten auch in England die Glocken zum Gebet für den Sieg im gerechten Kriege. Niemand denkt an Frieden ohne vorherigen Sieg. Dabei steht der Gebildete im allgemeinen ebenso wie die Masse unter dem Einfluß der Zeitungen. Aber bei den Intelligenten erwächst das Urteil auf dem Boden ihrer ehrlich gemeinten Überzeugung. Diese Überzeugung kann sich jedoch nicht stützen auf volle Kenntnis der Tatsachen oder deren kritische Würdigung.

Schon der Umstand, daß der gebildete Engländer mit wenigen Ausnahmen nicht Deutsch lesen kann, hindert ihn, Kenntnis zu erhalten von dem, was von deutscher Seite über den Krieg geschrieben wird. Derjenige aber, der sich unterrichten möchte und durch seine Kenntnis des Deutschen dazu befähigt wäre, stößt auf die größten Schwierigkeiten. Die deutsche Literatur über den Krieg darf nicht nach England gebracht werden. Ausgeschlossen sind deutsche Zeitungen, man trifft sie weder in den Klubs noch in öffentlichen Lokalen, während man die „Times“ beispielsweise in Berliner Kaffeehäusern lesen kann.

Durch jedes Geschäft mit den Deutschen macht man sich ja strafbar, also auch wenn man von ihnen Zeitungen oder Bücher kauft. Ja, eine größere Londoner Buchhandlung wollte mir nicht einmal ein Werk über England verkaufen, nachdem sie erfahren hatte, ich sei ein Deutscher; und die Londoner Geographische Gesellschaft mußte, um die Fühlung mit der deutschen Literatur nicht gänzlich zu verlieren, sich vom Home Office die Erlaubnis erwirken, deutsche geographische Zeitschriften kaufen zu dürfen. Manche lassen sich, nicht ohne Gefahr zu laufen, deutsche Zeitungen in holländische eingewickelt senden, und andre lassen sich durch neutrale Freunde deutsche Schriften über den Krieg zugehen. Aber der Verkehr mit den Neutralen wird vom Zensor überwacht, und dieser hindert, daß gegnerische Schriften von Bedeutung nach England gelangen. Eine Schrift des deutschfreundlichen Professor Burgeß in New York kam in mehreren Exemplaren nach London in eine Buchhandlung, und wurde an deren Kunden abgegeben. Nach einiger Zeit wurden die Exemplare zurückverlangt; der Zensor wünsche es, und die Buchhandlung hat ihm alle bis auf drei Exemplare ausfolgen können. Der Zensor macht nahezu unmöglich, daß ehrliche Leute ihre ehrliche Überzeugung kritisch prüfen und alles, was in Deutschland zur Verteidigung des guten Rechtes geschrieben wird, bleibt dem gebildeten Engländer unbekannt. Es kommt höchstens in die Hände der Regierung oder der Zeitungsredaktionen, und beide veröffentlichen daraus gerade soviel, wie ihnen gut erscheint.

Über das Ziel des Krieges gehen die Meinungen allerdings weit auseinander. Es gibt Leute, die Deutschland fast ganz aufteilen und ihm vor allem seine Kohlenfelder rauben wollen. Andre sind viel

bescheidener; aber ich habe niemanden getroffen, der nicht eine gewisse Amputation an Deutschland für notwendig erachtete. Mindestens müsse Elsaß-Lothringen an Frankreich, Schleswig an Dänemark zurückgegeben werden, und Posen an Polen, das heißt an Rußland. Auch halten sehr viele eine Neutralisierung des Nordostseekanals für notwendig. Während die einen das deutsche Volk vernichten wollen, halten ruhig denkende Köpfe dies für unmöglich, und wünschen nur den Militarismus zu beseitigen. Aber nicht wenige fürchten, daß die allgemeine Dienstpflicht, welche den Briten in der Seele zuwider ist, eine Folge des Krieges für England sein werde. Stillschweigend existiert Übereinstimmung darüber, daß die deutschen Kolonieen einzustecken seien und Deutschland von der See zu bannen sei. Durch das Anwachsen unsrer deutschen Seemacht erblickt sich England in seinem Lebensnerv getroffen. Die Beherrschung der See durch England ist jedem Engländer etwas ganz Natürliches und Unabänderliches. Vor einigen Jahren frug mich ein lieber Bekannter, der mich tagelang durch Norfolk gefahren hatte, urplötzlich, als wir um eine Ecke in Cromer bogen: Warum baut Deutschland Dreadnoughts? Das sei doch gar nicht nötig, England schütze ja die See, und jeder neue deutsche Dreadnought verrate die Absicht eines Angriffes auf England. Ich entgegnete, daß Deutschland kein andres Interesse verfolge, als seine eigene Handelsflotte zu schützen. Ob sie denn jemals von England angegriffen worden wäre? Ich erinnerte an das Jahr 1806, als die preußische Flotte von der englischen gekapert wurde. Davon wußte mein Gefährte nichts.

Historische Kenntnisse sind eben nicht die starke Seite des gebildeten Engländers. Von der Geschichte

des kontinentalen Europas weiß er in der Regel fast gar nichts. Ein Bekannter, der das Museum für Meereskunde in Berlin genau kennen gelernt hat und mit dem ich in London gelegentlich zusammen aß, sagte mir eines Tages, nachdem er mir seinen Plan einer bescheidenen Amputation von Deutschland auseinandergesetzt hatte, daß England immer die stärkste Kontinentalmacht Europas bekämpfe, und deren Gegner unterstütze. Aus diesem Grunde bekämpfe es jetzt Deutschland, so wie es umgekehrt Friedrich den Großen bei seinen Kämpfen gegen Napoleon unterstützt habe. Ich bekannte offen, daß mir nichts von den Kriegen zwischen Friedrich dem Großen und Napoleon bekannt sei, worauf mir der Kollege antwortete, es ganz sicher zu wissen. Da habe ich natürlich geschwiegen, denn mein Bekannter ist bis zu einem gewissen Grade Historiker. Er hat kürzlich ein Buch über einen Zeitgenossen Napoleons veröffentlicht, und arbeitete eben über einen englischen Ingenieur, den Friedrich der Große nach Oberschlesien gezogen hatte.

England bekämpft in der Tat Deutschland, weil es zu mächtig geworden ist, wünscht aber nicht, daß eine andre Macht im kontinentalen Europa zu mächtig werde. Es möchte daher nicht, daß Deutschland aus der Reihe der europäischen Mächte gänzlich verschwinde. Als der Rückzug der deutschen Truppen aus Polen stattfand, und nach englischen Mitteilungen die Russen auf bestem Wege nach Berlin waren, da haben mir mehrere Freunde tröstend gesagt, daß England Rußland hindern werde, Deutschland zu vernichten, und ein Bündnis mit Deutschland gegen Rußland erschien manchem damals als ein erstrebenswertes Ziel für den zu schließenden Frieden; natürlich müsse aber Deutschland wegen des Bruches der Neutralität Belgiens

zuvor ordentlich bestraft werden, und es müsse ihm eine große Kriegskontribution aufgelegt werden, wodurch alle die in Belgien und Frankreich auch an Kathedralen gestifteten Schäden gedeckt werden könnten. Der Bruch der belgischen Neutralität ist eben das, was niemand Deutschland verzeihen wollte; als ich mich mit einer geistvollen Dame einmal anderthalb Stunden lang über den Krieg unterhalten und ihr schließlich ernsthaft gesagt hatte: Was man auch sagen könnte, das moralische Recht ist auf deutscher Seite, da entgegnete sie mir: und wenn dies auch der Fall sein sollte, so würde an Deutschland doch immer die Schande haften bleiben, die Neutralität Belgiens verletzt zu haben.

Wie anders hätte ich über diese Dinge sprechen können, wenn ich authentische Kenntnis deutscher Dokumente gehabt hätte. Aber keine englische Zeitung wagte das englisch-belgische Militärübereinkommen zu veröffentlichen, sie alle begnügten sich, einzelne Sätze daraus zu entnehmen. Ich war immer angewiesen auf das, was ich mit gesundem Menschenverstand und deutscher Gesinnung aus den englischen Zeitungen entnehmen konnte, und mußte in der Regel sagen, das glaube ich, wo ich hätte sagen müssen, das weiß ich. In dem Kreise, in dem ich mich bewegte, herrschte ja natürlich keine ausgesprochene Abneigung gegen Deutschland. Aber dieser repräsentierte doch nur einen sehr kleinen Teil der Londoner Bevölkerung, und es wäre von mir durchaus gefehlt gewesen, anzunehmen, daß alle wissenschaftlichen Kreise so über Deutschland gedacht hätten, wie meine Freunde. Vielmehr ist auch in wissenschaftlichen Kreisen eine ziemlich starke Stimmung gegen Deutschland zum Ausdrucke gelangt.

Sir William Ramsay, der berühmte Entdecker neuer Elemente in der Luft, der seine Ausbildung im wesentlichen auf deutschen Universitäten erhalten hat, und das Deutsche wie seine Muttersprache meistert, war einer der ersten englischen Gelehrten, die sich öffentlich gegen Deutschland aussprachen. Er tat dies am 8. Oktober in der weitverbreiteten naturwissenschaftlichen Zeitschrift „The Nature" unter dem Titel „Deutschlands Ziele und Wünsche".

Er stellt dem angelsächsischen Geiste „Leben und leben lassen" als deutsches Motto gegenüber „Leben, so wie es der Staat verlangt", und englischer „Humanität" das deutsche „Deutschland über alles in der Welt". In solch allgemeinen Redensarten würden auch noch andre sich ergehen können als der ausgezeichnete Chemiker. Mehr Aufmerksamkeit beansprucht das, was er über deutsche Wissenschaft schreibt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß in früheren Zeiten Deutschland viel auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete, sowie in der Musik geleistet hat, aber trotz einiger glänzender Ausnahmen ist Originalität nicht das Kennzeichen der deutschen Rasse. Ihr Geschäft besteht vielmehr in der Ausbeutung der Erfindungen und Entdeckungen andrer, darin sind die Deutschen hervorragend. Derselbe Gehorsam gegenüber der Vorschrift, und dieselbe Aufmerksamkeit gegenüber der Einzelheit wird in ihrer industriellen und wissenschaftlichen Tätigkeit ebenso wie in ihrer Armee beobachtet. In den letzten Jahren ist nach allgemeiner Ansicht die Moralität des deutschen Handels tief gesunken. Die Deutschen werden als Geschäftsleute ungern gesehen; ihre Methoden werden nicht als recht und billig betrachtet, und ihr Wort nicht als glaubwürdig. Selbst in der wissenschaftlichen Welt ist dieser Geist durchaus

nicht unbekannt." Nun kommt eine Anspielung auf die „unglaublichen" Greueltaten der deutschen Armee, und die Folgerung von Sir William Ramsay ist, daß der Krieg ein Krieg ist der Menschlichkeit gegen Unmenschlichkeit. Glücklicherweise sei augenblicklich die Kriegslage günstig für die Verbündeten, und Gerechtigkeit und Gnade würden zweifellos triumphieren. Deutschland müsse jedenfalls die Kriegskosten zahlen und um verschiedenes verkleinert werden.

Dann kam der Oxforder Orientalist Sayce und sagte den Lesern der „Times", daß die deutsche Rasse überhaupt nie etwas auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst geleistet habe, allerdings sei er selber auf dem Gebiete der Musik nicht kompetent, und wenn England sich wissenschaftlich hervorgetan habe, so sei es nicht dem angelsächsischen, sondern dem keltischen Blute zu danken. Nunmehr ergriff der Zoologe Ray Lankester das Wort und erklärte, daß die deutschen Leistungen auf dem Gebiete der Biologie durchaus minderwertige seien, Deutschland habe sich nie durch Originalität und Tüchtigkeit seiner wissenschaftlichen Arbeiten ausgezeichnet, sondern lediglich durch gut eingerichtete Laboratorien, derentwegen seien Engländer, wie er selbst, nach Deutschland gegangen, um bequem wissenschaftlich arbeiten zu können. Es haben sich noch mehrere andre an dieser Erörterung beteiligt, die Mitte Dezember in der „Times" stattfand. Die einen haben in das Horn gestoßen, daß es deutsche Arroganz sei, wenn von einem besonders hohen Stand der Wissenschaft in Deutschland gesprochen werde; andre machten auf einige hervorragende deutsche Gelehrte aufmerksam, unter denen auch Euler genannt wurde. Sofort kam ein Kenner und sagte, daß Euler ein Schweizer sei, und die größte Zeit seines Lebens in Petrograd gelebt habe. Eine

Stimme äußerte sich aber wie folgt: Das Gesetz verbiete jetzt, alle Schulden an Deutschland zu zahlen. Das gelte aber nur auf wirtschaftlichem Gebiete; kein Gesetz verbiete anzuerkennen, was man Deutschland auf geistigem Gebiete schulde.

Mich interessierte namentlich zu hören, wie man die drei Rufer im Streite in den wissenschaftlichen Kreisen Englands einschätzte: Sir William Ramsay hat sich von seiner wissenschaftlichen Stellung an der Universität London infolge von Überarbeitung leider zurückgezogen, und lebt nun auf seinem Landsitz in einer gewissen Vereinsamung, aus der er sich gelegentlich herausreißt, indem er in die Zeitung schreibt, hörte ich von der einen Seite. Eine andre klagte lebhaft darüber, daß sich der ausgezeichnete Chemiker in große Kautschukunternehmungen eingelassen habe, weswegen man nicht wisse, ob er heute mehr Geschäftsmann oder mehr Gelehrter sei. Ich würde mich als Gelehrter scheuen, meinen Namen zu solchen Unternehmungen herzugeben, fügte mein Gewährsmann hinzu. Diese Äußerung hat mich sehr stutzig gemacht, und mich veranlaßt, auch einen hervorragenden Vertreter der praktischen Chemie in England nach Sir William Ramsay zu fragen; da hörte ich, daß in geschäftlichen Kreisen wohl bekannt sei, Sir William Ramsay schreibe alles, für das man ihn zu interessieren verstünde. Seinen Äußerungen in der Presse käme keine Bedeutung zu. Ganz übereinstimmend war das Urteil über Sayce, das ich hörte. Ihm sei versagt, sich durch positive wissenschaftliche Arbeit zur Geltung zu bringen, und er habe daher ein Bestreben, sich durch Opposition gegen Anerkanntes bemerklich zu machen. Man könne ihn nicht ernst nehmen. Und Ray Lankester: Er hat seine Stellung als Direktor des Britischen Naturwissen-

schaftlichen Museums eher niederlegen müssen als notwendig, verriet der eine. Ich habe keine Beziehungen zu ihm, sagte ein Gelehrter, der ihm früher nahestand. Ray Lankester sucht sich in der Presse bemerklich zu machen, nachdem ihm dies in wissenschaftlichen Kreisen nicht mehr möglich ist, äußerte ein dritter.

Ich teile diese intimen Urteile lediglich deswegen mit, um davor zu warnen, daß wir die Stimmen, die sich in England gegen die deutsche Wissenschaft erheben, überschätzen, und in denselben Fehler verfallen wie die englische Presse, die Häckel in Jena, Lasson in Berlin und Ostwald, früher in Leipzig, nie müde wird als die tonangebenden deutschen Gelehrten zu bezeichnen, weil sie in den Zeitungen während des Krieges hervorgetreten sind. Es gefällt sich die englische Presse überhaupt in der Hervorhebung von Namen, die sie als Autoritäten hinstellt. Als Führer der deutschen Nation werden von ihr zum Beispiel immer Treitschke, Nietzsche und v. Bernhardi genannt; sie seien die Männer, welche das neue Deutschland gebildet hätten, das sich so unvorteilhaft von dem Deutschland des Kant, Goethe und Beethoven unterschiede. Die Presse steht hier unter dem Einfluß eines Büchleins über „Deutschland und England", das nach den Aufzeichnungen des verstorbenen Professors der neueren Geschichte am Queens College in London J. A. Cramp zusammengestellt ist. Es erschien unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, und hat bis Januar 1915 nicht weniger als vierzehn Auflagen erlebt, von denen die letzte eine wohlfeile ist.

Cramps Buch wurde auch von den Intellektuellen vielfach gelesen. Aber der in der deutschen historischen Literatur nicht unbewanderte Verfasser kann im Grunde genommen nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn man heute in England neben dem Historiker

Treitschke und dem Philosophen Nietzsche den General v. Bernhardi als eine führende deutsche Persönlichkeit betrachtet. Klar sagt Cramp, allerdings in einer Fußnote, daß er auf General v. Bernhardi nicht deswegen besonders Bezug nehme, weil sich seine Werke in einer bestimmten Weise auszeichneten, sondern weil sie durch eine englische Übersetzung dem englischen Publikum leicht zugänglich seien. Für diese englische Übersetzung hat denn Cramp eine wahrhaft glänzende Reklame gemacht, und Bernhardis Buch: „Deutschland und der nächste Krieg" ist in England sozusagen in Händen aller. Auch möchte ich nicht glauben, daß Cramp gerade aus einer sehr umfassenden Literaturkenntnis schöpft, wenn er Treitschke und Nietzsche so in den Vordergrund stellt. Er tut es offenbar mehr, weil er die Werke beider kennt, denn aus Kenntnis der deutschen Verhältnisse überhaupt. Wer heute das Empfinden einer Nation verstehen will, darf sich nicht darauf beschränken, aus ihrer Literatur einzelnes herauszugreifen. Bei einigermaßen geschickter Auswahl wird man aus der Literatur eines großen Volkes Stimmen beliebiger Art leicht herausholen können. Man muß die Nation selbst beobachtet haben, und zwar nicht bloß in ihren literarischen Äußerungen, sondern in ihren schaffenden Kräften. Davon weiß Cramp nichts. Er hat keine Ahnung von den wirtschaftlichen Veränderungen, die sich in Deutschland im Laufe der letzten Jahrzehnte vollzogen haben; er sieht daher nicht, auf welchem Gebiete der Konflikt zwischen den beiden Nationen wurzelt, und mit ihm sind die englischen Intellektuellen gewöhnlich blind gegenüber den tiefer liegenden Ursachen des Krieges.

Allerdings sieht man ja auch in Deutschland nicht immer klar alle bewegenden Ursachen für die neuere

Entwicklung. Viele legen ausschließlich Gewicht auf die Tüchtigkeit des Volkes; die ist lange vorhanden. Viele betonen unsre geistige Leistungsfähigkeit, als ob nicht gerade diese in den Zeiten tiefster politischer Erniedrigung unsres Volkes ihre höchsten Blüten gezeigt hätte. Andre rücken die lange Zeit des Friedens in den Vordergrund, als hätten wir nicht nach den Befreiungskriegen eine fünfzigjährige Periode des Friedens gehabt. Die erlangte deutsche Einigkeit hat unsern Staat stark und kräftig gemacht, und unter seinem mächtigen Schutze hat die Industrie einen glänzenden Aufschwung genommen; aber wir dürfen nie vergessen, daß dieser letztere bei weitem nicht in dem jetzigen Umfange hätte erfolgen können, wenn unser Land nicht mit Kohlen und zwar in reicheren Mengen ausgestattet wäre als selbst England. Darin, daß diese unterirdischen Schätze in einer Zeit politischen Aufschwungs mehr und mehr zur Ausbeutung gelangten, liegt die Ursache dafür, daß sich die leitenden Kräfte der Nation mit Erfolg technischen Fragen zuwandten. Sie hat dazu geführt, daß wir unsre Industrieerzeugnisse billiger und dank der Tüchtigkeit unsrer Arbeiter besser auf der Welt anbieten können als andre. Sie hat ermöglicht, daß unser Handel einen enormen Aufschwung nahm, so daß wir allenthalben mit England in scharfe Konkurrenz eingetreten sind, dessen Industrieen aus gleichem Grunde schon früher aufblühen konnten und einen namhaften Teil des englischen Kohlenreichtums bereits aufgezehrt haben.

Vom Kohlenreichtum Deutschlands haben selbst englische Geologen nur verschwommene Vorstellungen, und der englische Volkswirt folgt durchaus deutschem Beispiele, wenn er in der Regel in der Organisation der Arbeit die Ursachen für diesen wirtschaftlichen

Aufschwung erblickt. Diese Organisation ist allerdings bewundernswert und ist mir nie überwältigender entgegengetreten als nach meiner Rückkehr aus England. Die Organisation erscheint dem gebildeten Engländer vielfach als das Nachahmenswerte und Nachahmensmögliche. Der Vizekanzler der Universität Sheffield, H. A. Fisher, hat am 30. November 1914 bei der Jahresversammlung des Court of Governors ausgeführt, daß den englischen Universitäten nicht schwer fallen würde, die Vervollkommnung der Organisation zu erreichen, welche zweifellos in Deutschland herrsche, und welche dem deutschen Volke bleibende Ehre eingetragen hätte. Dann würden sie Weltuniversitäten werden, intellektuelle Hauptstädte Europas, wie es im Mittelalter Oxford und Paris gewesen. Es sei kein Grund, daran zu zweifeln, daß in den nächsten 15 bis 20 Jahren Sheffield eine der intellektuellen Hauptstädte Europas werden würde. So denkt man in den der Wissenschaft nahestehenden Kreisen, und in kaufmännischen glaubt man durch Nachahmung der Organisation der Leipziger Messe den europäischen Handel nach England locken zu können.

Der englische Geschäftsmann stellt sich seine Ziele allerdings weit tiefer. Ihm genügt, wenn jetzt der deutsche Handel umgebracht wird, wenn er sich die Früchte deutscher Arbeit mühelos aneignen kann durch Verwertung deutscher Patente. Er diskutiert bei Versammlungen, wie der deutsche Markt während des Krieges mühelos erobert werden könnte; in weitherziger Auffassung von Bundesgenossenpflichten denkt er zugleich an die Eroberung des belgischen. Er will die deutsche Industrie in England einbürgern, zum Beispiel die Farbenindustrie. Immer wieder wird dabei betont, daß die Anilinfarbe eine englische Ent-

deckung sei, wobei allerdings übersehen wird, daß der Engländer Perkins seine Entdeckung unter dem direkten Einflusse seines deutschen Lehrers Hofmann machte. Man möchte die deutsche Feinglasindustrie in England haben, und wandte sich daher an das Kriegsamt um Überlassung von Kriegsgefangenen, die darin erfahren seien. Das wurde jedoch glatt abgelehnt; die Gefangenen seien nicht dazu da, die Taschen reicher Fabrikanten zu füllen.

Der weitblickende Großindustrielle, mit dem ich gelegentlich über diese und jene Fragen gesprochen habe, lachte über alle diese Absichten. Man könne Industrieen nicht aus dem Boden stampfen. Jede Industrie entwickle sich langsam, und um sie von einer Stelle zur andern zu bringen, sei nicht bloß notwendig, die Verfahren wissenschaftlich zu kennen, sondern man müsse auch die Arbeiter haben, welche die Kniffe wüßten, und die Leiter, welche alle Vorgänge in allen kleinsten Einzelheiten überblicken. Jetzt während des Krieges Industrieen in England heimisch zu machen, ginge schon deswegen nicht, weil sich die besten Arbeiter dem Heere angeschlossen hätten. Seine eigenen Werke litten schwer darunter, daß gerade die besten 800 Arbeiter als Freiwillige eingetreten seien. Wenn es aber auch gelänge, die Industrieen einzubürgern, so würde man doch nicht damit ohne weiteres den deutschen Markt gewinnen. In der ganzen Welt liege das Geschäft darnieder, überall beschränke man die Einkäufe, vertage sie bis zum Friedensschlusse, es werde bis dahin nicht möglich sein, alle deutschen Industrieen umzubringen, und so würden sie als Konkurrent Englands wieder am Platze sein. Er bezweifele daher, daß der Krieg England große wirtschaftliche Vorteile bringen werde.

Dem englischen Politiker ist allerdings klar, daß, wenn man jetzt den deutschen Handel unterdrücke, und wenn auch es gelänge, der deutschen Industrie in England wirksame Konkurrenz zu bereiten, doch dem Aufschwung der deutschen Industrie nicht die Wurzel entzogen ist, nämlich der Kohlenreichtum des Landes. Nach ihm lenkt sich daher sein begehrlicher Blick. Die Eroberung und Zerstörung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes erscheint ihm daher als einzige Rettung Englands vor Deutschlands übermächtigem Anwachsen. Das ist im Parlament in aller Nacktheit ausgesprochen worden. Aber diesen Absichten ist Deutschland zuvorgekommen, indem es an der Stelle, von der aus man am leichtesten jenes Industriegebiet erobern konnte, selbst zum Angriff übergegangen ist und Belgien besetzt hat. Hieraus erklärt sich, warum englische Politiker immer aufs neue auf die Verletzung der Neutralität Belgiens zurückkommen, und wenn Zeitungsnachrichten zufolge nun allmählich dieses Thema etwas verlassen wird, so geschieht dies nur, weil die britische Armee offenbar das Ziel nicht zu erreichen vermag, das ihm die englische Politik gestellt hat, und schon um Weihnachten aufgegeben hat, nach Deutschland einzudringen.

Die Ziele der englischen Politik decken sich nicht mit den Absichten der englischen Intellektuellen, die sich in den literarischen Vorstellungen von Cramp bewegen, und denen der Zensor alles fernhält, was ihr britisches Empfinden stören könnte, nicht bloß die Äußerungen vom Feinde und von Neutralen, sondern namentlich auch das, was von England selbst gesündigt wird. Niemand hört in England von der Nichtswürdigkeit, mit welcher die von Westafrika heimkehrenden deutschen Männer und Frauen bei ihrer Überfahrt

behandelt worden sind; niemand ahnt etwas von der Brutalität, mit welcher die deutschen Kaufleute in den britischen Kronkolonieen auszurotten versucht werden. Die Machthaber in England, ein kleiner Kreis einflußreicher Leute, üben eine solche Gewalt im Lande aus, daß die Intellektuellen dort Recht sehen, wo Gewalt ausgeübt wird. Und diese Oligarchie gilt in der ganzen Welt sonderbarerweise als Demokratie.

15 Heimkehr

Der Herbst ging zu Ende, die Blätter fielen von den Bäumen im Barkston Garden vor dem Hotel. Allmählich wurde der Hyde Park kahl. Nur einige Eichen im Botanischen Garten zu Kew behielten ihr dürres Laub. Daheim ging das Leben fort ohne mich, der Krieg mit all seinen Folgeerscheinungen. Mein Sohn, nachdem er auf seine ersten Meldungen als Kriegsfreiwilliger nicht genommen worden war, behielt Zeit, den Wunsch auszuführen, der ihn nach Europa geführt: er habilitierte sich und heiratete. Derweilen saß ich in London, konnte die Antrittsvorlesung des Sohnes nicht hören, seine junge Frau nicht an mein Herz drücken und nicht meine Hand segnend auf ihn legen, als er in das Heer eintrat. Auch von einer Taufe im Hause meiner Tochter mußte ich fernbleiben.

Meine Hoffnung auf meine baldige Befreiung wurde jeden Tag stärker. Hatten sich doch alle Verdächtigungen, die gegen mich ausgesprengt worden waren, als haltlos erwiesen, trug doch die Polizei kein Bedenken, mir meine photographischen Aufnahmen herauszugeben. Leitende wissenschaftliche Kreise empfanden meine Zurückhaltung für ebenso ungerecht wie

ich selbst, und wenn mich auch Jüngere manchmal zu trösten suchten, indem sie mir sagten, ich sei eine zu wichtige Persönlichkeit, um glatt nach Hause geschickt zu werden, so empfanden doch die Älteren meinen erzwungenen Aufenthalt in London als eine Verletzung der britischen Gastfreundschaft. Vielleicht hörten sie auch, was mir ein australischer Reisegefährte bald nach meiner Ankunft in London erzählte: Er sei durch mein Schicksal nicht überrascht und erinnere mich daran, daß er mir in Sydney nahegelegt habe, mit ihm heimzureisen. Er habe damals bemerkt, daß einige Leute mir ein Bein stellen wollten; sie hätten mir verargt, daß ich mit der Amerikanerin über den Krieg gesprochen und unterwegs photographiert hätte.

Von verschiedenen Seiten ward der Sekretär des Home Office angegangen, mich sofort zu entlassen. Aber er schwieg. Mitte November tagte das Parlament, da konnte meine Freigebung zu einer Interpellation führen, und ich wunderte mich nicht, daß jene unterblieb. Aber die Parlamentssession verstrich, und seitdem die „Emden" auf den Strand der nördlichen Kokosinseln aufgelaufen war, hatte Deutschland kein Kriegsschiff mehr im Indischen Ozean. Gleichwohl kam kein Entscheid. Wiederholt ging ich zur deutschen Abteilung der amerikanischen Botschaft, um zu erfahren, wie meine Lage wäre.

Diese Abteilung befindet sich im Gebäude der deutschen Botschaft, in den Zimmern des Erdgeschosses gegen die Mall hin. Man tritt ein am Fuße der Duke of York-Treppe. An der Tür war zunächst auf einem Bogen Papier die Aufschrift: American Embassy, German Department. Dann kam ein solideres Messingschild, das für längere Zeit halten wird. Boys öffnen die Türen. In der Abteilung waltet Herr

Lowry. So oft ich kam, war ich eines freundlichen Empfanges sicher. Er vergäße mich nicht und habe wiederholt schon meinetwegen im Home Office gefragt. Dort scheine nicht die Absicht zu bestehen, mich längere Zeit in London zurückzuhalten. Ich möchte nur die Hoffnung nicht aufgeben, nach einiger Zeit heimzukommen. Wie er sich meiner anhaltend und nachdrücklich angenommen hat, so hat er auch mit Entschiedenheit die Interessen andrer Deutschen vertreten, und wenn dieser oder jener Unzufriedenheit äußerte, so betraf sie im Grunde genommen nicht Herrn Lowry, sondern die Umstände, an denen nicht gerüttelt werden konnte. Wenn letzteres der Fall war, sagte es Herr Lowry klar und mit aller Bestimmtheit. Damit zerstörte er zwar trügerische Hoffnungen — was ja deren Inhaber immer schmerzlich berührt — führte aber in der Regel doch zu einer besonnenen Auffassung der Sachlage. Auf der deutschen Abteilung war auch ein Deutscher tätig: Pastor Krüger. Jeden Vormittag war er zur Stelle, ratgebend und trostspendend den zahlreichen deutschen Frauen, die um ihre Männer in den Camps besorgt waren und häufig selbst Not litten; helfend den Frauen, welche die Heimreise nach Deutschland antraten, als sie sahen, daß ihres Bleibens in England nicht länger sei; den armen deutschen Mädchen, die als Bonnen und Gouvernanten in England tätig waren, bis sie von ihren Dienstgebern nicht länger gehalten werden konnten, selbst wenn man sie halten wollte.

Was ist doch den deutschen Gouvernanten in England nicht alles Böses nachgesagt worden! Sie alle sollten Bomben in ihren Koffern gehabt haben. Ich hörte einmal ganz ernsthaft erzählen, in einer bekannten Familie sei eine Gouvernante, ein recht

anständiges Mädchen, gewesen. Da sei eines Tages während ihrer Abwesenheit die Polizei gekommen und habe ihr Gepäck untersucht. Da habe man zu aller Überraschung im Koffer drei Bomben gefunden — wohl etikettiert: die eine für die Victoriabrücke, die andre für die Charing Croß Brücke, und die dritte für die Albertbrücke. Ich bat meinen Gewährsmann, er möchte sich einmal genau vergewissern, ob jemand die Bomben wirklich gesehen hätte, oder ob man von denselben nur spräche. Nach acht Tagen mußte er mir sagen, er sei überzeugt, daß an der Sache nichts sei, und so ist es in Hunderten von Fällen gewesen, von denen die Zeitungen berichteten. Sie haben nicht zu einer einzigen gerichtlichen Verhandlung geführt, und schließlich ist selbst im Parlamente erklärt worden, daß man bei keinem einzigen Deutschen in England Bomben gefunden habe. — Auch Seelsorge übte Pastor Krüger aus. Er predigte allsonntäglich vor einer immer kleiner werdenden Schar deutscher Andächtiger. Den Kindergarten für arme deutsche Kinder durfte er aber nicht fortführen, das schmerzte ihn. Krieg ist Krieg, sagte er. Er habe ihn schon kennen gelernt zur Zeit der russischen Revolution, als er in Odessa tätig gewesen sei.

Anfang Dezember kam der Entscheid aus dem Home Office, an den Präsidenten einer angesehenen Londoner Gesellschaft: „In Beantwortung Ihres Briefes vom 5. November betreffs Professor Albrecht Pencks Rückkehr nach Berlin bin ich beauftragt mitzuteilen, daß der Staatssekretär bedauert, daß es gegenwärtig für rätlich erachtet wird, daß Professor Penck im Vereinigten Königreiche bleibt.“ Ich verständigte natürlich Herrn Lowry sofort. Er war gar nicht überrascht und unterstrich im Briefe das Wort gegen-

wärtig. Das machte Mut. Aber betroffen war ich, als sich einige Tage später die Zeitungen mit meinem Fall zu beschäftigen begannen. Die einen berichteten nun von meiner Zurückhaltung in England, von der sie aus deutschen Zeitungen erfahren hätten. Es war mir unlieb, zu hören, daß die deutschen Zeitungen meinen Fall aufgegriffen hatten. In einer andern Zeitung wurde Bezug genommen auf ein Telegramm aus Australien. Dieses berichtete, daß man einen Deutschen, der dort naturalisiert sei, festgenommen habe und Waffen bei ihm gefunden: er habe zuvor an einer britischen Gelehrtenversammlung in Australien teilgenommen. Die einzige solche Versammlung, führte der Artikel aus, sei die der Britischen Assoziation gewesen. An dieser hätten Deutsche teilgenommen. Und nun wurde erzählt, welche verschiedenen Wege nach Hause die einzelnen eingeschlagen hätten. Der Verfasser war sichtlich auf das genaueste unterrichtet. Er schloß seine Ausführungen mit den Worten: Die deutschen Gäste der Britischen Assoziation haben in Australien Gelegenheit gehabt, Karten und Photographieen zu sehen. Es ist selbstverständlich, daß diejenigen von ihnen, welche sich noch auf britischem Boden befinden sollten, dort zurückzuhalten sind. Dies waren die beiden Kollegen, denen die Abreise von Australien nicht gestattet wurde, und ich. Auf den ersten Anblick erschien mir dies als eine Art offiziöser Rechtfertigung des Vorgehens der Regierung mir gegenüber. Aber dies wurde von meinen englischen Freunden auf das entschiedenste bestritten. Einstimmig ging ihre Ansicht dahin, daß der Artikel aus dem Burlington Hause kommen müsse, wo zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften, auch die Britische Assoziation, ein Heim gefunden haben.

Wenige Tage später war die Seeschlacht bei den Falklandinseln. Sie hat den kleinen Kreis meiner deutschen Freunde in London mit ebenso tiefer Trauer erfüllt, wie das ganze deutsche Volk. Meine Frau schrieb mir des Zensors halber natürlich wieder in versteckter Weise: „Wir haben drei Schinaggl verloren. Darüber ist der Schmerz besonders groß, weil es so hübsche Dinger waren. Mich hat das recht niedergeschlagen gemacht. Den Mut und die Hoffnung darf man halt nicht verlieren, und die verliert auch keines. Die Zuversicht als treue Schwester der Hoffnung begleitet uns." — Was mag sich der Zensor wohl unter „Schinaggl" vorgestellt haben? Ich mutmaße, ein Tier, vielleicht eine Art Dackel. Daß der Wiener darunter ein kleines flachbodiges Schiffchen versteht, dürfte er nicht gewußt haben.

Es verstrich mehr als eine Woche, bis sich meine Niedergeschlagenheit so weit gelegt hatte, daß ich die Folgerung zog, die sich aus der Schlacht für mich ergab: Deutschland hatte nun kein pazifisches Geschwader mehr, nachdem mit der „Emden" sein letztes Schiff aus dem Indischen Ozean verschwunden war. Ich schrieb am 16. Dezember an den Assistant Commissioner der hauptstädtischen Polizei: „Die deutschen Flotten in jenen Ozeanen sind zerstört. Die Gründe für meine Zurückhaltung im Vereinigten Königreiche existieren nicht mehr. Ich habe mich beim Home Office beworben, England verlassen zu dürfen, und ich nehme mir die Freiheit, Sie an die Umstände zu erinnern, welche meine Landung begleiteten. Mein Aufenthalt in London ist nun schon länger als mein Besuch in Australien; meine Frau, die mich seit zwei Monaten erwartet, ist ganz allein daheim." — Daß eine sofortige Antwort kommen würde, erwartete ich

nicht: mußten sich doch voraussichtlich das Amt des Innern, das des Äußern, das Kriegsamt und die Admiralität zu meinem Fall äußern. Es kam Weihnachten, und die Hoffnung schwand, das Fest im Kreise der Meinigen verbringen zu dürfen. Ich begann mit Weihnachtseinkäufen — natürlich für die deutschen Gefangenen. Ich wanderte durch die Buchhandlungen in Charing Croß Road und kaufte vorhandene deutsche Bücher. Da war der Ekkehard, der Trompeter von Säckingen, da waren Bände der Reclambibliothek. Ich kaufte Dickens' Romane im englischen Urtext und in deutscher Übersetzung, und band letztere der englischen Ausgabe bei. Ich fand sogar ein Kommersbuch. Es ist einem gänzlich Unbekannten dediziert worden, der einen mir bekannten Namen trug, und von dem ich nach seiner sozialen Stellung annehmen konnte, daß er das Buch schätzen werde.

Fenten und Frau Doktor Keidel hatte ich gebeten, den heiligen Abend bei mir zu verbringen. Aber sie mußten leider absagen. Ich besorgte daher keinen Christbaum. Und um mich im praktischen Christentum zu üben, und den Spruch wahrzumachen: „Liebet eure Feinde", lud ich einen meiner japanischen Schüler ein, der nach England geflüchtet war und nicht müde ward, mir seine Dankbarkeit und Ergebenheit zu beteuern; er hatte mir aus Schottland Whisky gesandt. Er war eben eingetreten, da läutete es, und Fenten und Frau Doktor Keidel kamen doch, Blumen bringend. Heiter waren wir den Abend zusammen; denn die Gegenwart des Japaners hinderte uns, über Krieg und Politik zu sprechen, was wir sonst immer taten.

Den Weihnachtstag selbst, den 25. Dezember, verbrachte ich bei Londoner Freunden. Zu Mittag war ich beim Gelehrten auf dem Haverstok Hügel

und hörte mit Vergnügen, wie die liebe kleine Hanna ein deutsches Gedicht aufsagte. Am Abend aß ich zum zweitenmal Pute beim Freunde in South Kensington. Margaret und ihr Bruder, der wegen des Festes von der Schule nach Hause gekommen war, überraschten mich mit Aufmerksamkeiten, die sie von ihrem Taschengelde bestritten hatten. Lange saßen wir vergnügt zusammen. Ich produzierte eine Geistererscheinung, indem ich schließlich als Geist eines Verstorbenen, als Spirit, eine Flasche Benediktiner in Erscheinung treten ließ, wie sie ein verstorbener Freund der Familie allweihnachtlich zu spenden pflegte. Zimmerfeuerwerk wurde abgebrannt, auch das neueste: das Abpuffen von Schüssen eines Panzerschiffes mit großem Lichteffekte. Ich fühlte mich wie daheim, trotzdem der Christbaum fehlte. Er hat mir nur zweimal in meinem Leben nicht gebrannt: in London und 1908, als ich in Florida unter Palmen weilte.

Tags darauf begann ich mein großes Weihnachtsgeschenk zu genießen. Der Freund aus Chelsea hatte mich eingeladen, ihn in seinem Landhause zu besuchen, und hatte die polizeilichen Schwierigkeiten, die sich dem entgegenzustellen schienen, zu beseitigen gewußt. Ich konnte hinausfahren aus dem Häusermeer von London, Feld und Flur sehen, nicht bloß Parks und Botanischen Garten. Aber als ich auf der Eisenbahnstation südwestlich von London anlangte, goß es dermaßen, daß ich gar nicht sehen konnte, wohin mich das Auto brachte. Ich kam zu einem einsamen Hause am Waldsaume; ein Neubau mit moderner Dampfheizung und Holztüren in altem Stile, die nicht mit Klinken zu öffnen waren: man zog an der Schnur, und der Riegel hob sich. In der Diele ein mächtiger Kamin, in dem ganze Stämme aus dem benachbarten Walde

brannten. Eine alte Tante, die im ersten Augenblick vielleicht den Deutschen gefürchtet hatte, ließ in der Anrede bald den Professor fort, und ich war für sie einfach „Penck“. Das kam mir wie eine große Eroberung vor. Der Regen ließ nach. Am Nachmittage ging der Freund mit mir durch den Wald — der erste Spaziergang im Freien, seitdem ich am 9. September in den Bergen bei Adelaide gewandert hatte. Wie wohl trat es sich auf dem moosigen Grund, welche Freude, über einen Bach zu springen! Freilich, die Aussicht von der Höhe bei der Windmühle zeigte nur Nebel. Aber Tags drauf Sonnenschein, ein Weihnachtswetter, wie es bei uns nur Mitte Oktober sein kann. Es ging über die Heide mit gelbblühenden Sträuchern und Stechpalmen, überstreut mit roten Früchten, dann wieder durch den Wald. Vormittag und Nachmittag. Am Montag war wieder Regen. Gleichwohl wurde noch ein Abschiedsspaziergang auf die Höhe der Downs gemacht.

In London langte ich bei schlechtestem Wetter wieder an. Zu Hause lag ein Brief vom Scotland Yard. Der Assistant Commissioner schrieb: „Auf Ihren Brief vom 16. dieses Monats habe ich Ihnen bekanntzugeben, daß, wenn Sie sich nun an das Amt des Innern um die Erlaubnis wenden werden, England zu verlassen, Ihre Bewerbung zweifellos günstige Erledigung finden wird.“ Am nächsten Morgen war ich im Home Office und erhielt den „Permit“. Dann ging ich wieder zum Scotland Yard. Da lagen ja noch Bücher, Karten und Photographieen von mir, sowie meine Kamera. Ich kam gerade recht, um mich vom Assistant Commissioner zu empfehlen. Er war im Begriffe, nach Flandern zu gehen, um dort Schützengräben zu besichtigen. Schnell fand er die Lösung

betreffs meiner Sachen: „Ich gebe Ihnen die Erlaubnis, mit einem versiegelten Paket England verlassen zu dürfen. Sie können alles mitnehmen bis auf die Stadtpläne von Melbourne und Adelaide. Diese müssen wir zurückbehalten." Der Grund war mir nicht ganz ersichtlich. Vielleicht wollte man irgend etwas von mir zurückbehalten, um sagen zu können, daß man bei mir doch Karten gefunden hätte, die zurückbehalten werden mußten. Aber ich machte keine Einwendungen und schlug vor, die Karten der Londoner Geographischen Gesellschaft zu überliefern, da sie dort mehr am Platze seien, als auf der Polizei. Ich bedankte mich herzlichst für die entgegenkommende Lösung einer nicht ganz einfachen Frage. „Erzählen Sie daheim, daß Sie gut behandelt worden sind," sagte mir der Assistant Commissioner beim Abschied, und ich erwiderte, daß ich gern sagen werde, daß ich gut behandelt worden sei. Das habe ich denn des öfteren getan, und lasse es nun auch drucken. Dann eilte ich zur deutschen Abteilung der amerikanischen Botschaft, um Herrn Lowry Bericht zu geben, um mich bei ihm zu bedanken, sowie von Pastor Krüger mich zu empfehlen.

Tags darauf langte ich am Scotland Yard mit Packpapier und Bindfaden an. Der Inspektor rief einen alten Bekannten, einen der Detektive, die mich auf der „Morea" begrüßt hatten, und dieser half mir das umfangreiche Paket zu machen und zu umschnüren. Dann wurden die Siegel der Polizei aufgedrückt. Er gab mir die Hand und bat mich, von mir hören zu lassen. In Frieden ging ich von der Londoner Polizei. Am Abend war ich beim Freunde im Nordwesten. Ich hatte, als ich seine Einladung annahm, verraten, daß ich gute Aussichten habe, heimzukehren. „Ich freue mich, daß Sie kommen, und doch bin ich eigentlich

enttäuscht, daß Sie es tun. Sie deuteten mir Hoffnungen auf Ihre Heimreise an; Ihr Kommen vergewissert mich, daß Sie die Erlaubnis noch nicht erhalten haben." „Ich habe die Erlaubnis und komme doch! Wie könnte ich England verlassen, ohne Sie nochmals gesehen zu haben. Ich habe meine Abreise auf morgen festgesetzt." Nochmals saßen wir zusammen am Kamine und sprachen wieder über den Frieden, der doch kommen müsse. Aber während wir früher von einem Wiedersehen auf deutschem oder englischem Boden geredet hatten, schieden wir nun mit dem Wunsche auf gut Wiedersehen in der Schweiz.

Silvester war der Tag des Packens. In letzter Stunde erhielt ich noch die Erlaubnis, von London nach Folkestone reisen zu können, um die ich mich etwas spät beworben hatte. Sie hätte wieder mit meiner Photographie ausgestattet sein sollen, so wie mein Londoner Aufenthaltsschein; aber der Beamte meinte, ich könne ein Bild sparen, es genüge auch mein Fingerabdruck. Und so drückte ich meinen geschwärzten linken Daumen auf den roten Schein. Leider ist er mir in Folkestone abgenommen worden, und ich bin um ein Dokument ärmer, die Londoner Polizei aber um einen Fingerabdruck reicher geworden.

Auf der Victoriastation war ich gefaßt auf eine genaue Untersuchung meines Gepäcks und auch auf eine Leibesvisitation, wie sie namentlich bei abreisenden Damen durch eine zarte weibliche Hand streng durchgeführt wird. Aber dank eines Winkes vom Scotland Yard ließ man all mein Gepäck und mich selbst glatt passieren. Es war aber auch wirklich nichts bei mir, was nicht hätte die Sperre passieren dürfen. Schon auf der „Morea" hatte ich die Briefe vieler Landsleute über Bord geworfen, die mir mitgegeben worden

waren, und von London nahm ich kein geschriebenes Wort an deutsche Landsleute mit. Auf dem Bahnhofe waren Fenten und Frau Keibel; auch der alte liebe Freund aus Croydon tauchte plötzlich auf, um mir einen letzten Brief von Haus zu überbringen und Abschied zu nehmen. Wir erinnerten uns unsres ersten Zusammentreffens vor 35 Jahren in Leipzig. Anderthalb Stunden später als fahrplanmäßig setzte sich der Zug in Bewegung. Es ging durch die nördlichen Downs und dann durch den Weald. Endlich erglänzte das Meer, und der Zug fuhr auf den Hafendamm von Folkestone. Hier war genaue Revision aller Papiere. In langem Zuge passierten die Passagiere einzeln vor einer ganzen Schar von Beamten. Ich gab meinen Londoner Registrierungsschein und die Erlaubnis, England zu verlassen, ab. Dann bestieg ich den holländischen Dampfer „Mecklenburg". Der Salon füllte sich mit nicht wenigen Reisenden, meist Belgier, die entmutigt von England heimreisten. Das Schiff blieb die Nacht im Hafen, und zum letztenmal legte ich mich im englischen Territorium schlafen. Am nächsten Morgen ging es über den Kanal, bei Dover vorbei, das ganz Kriegshafen geworden ist; ein Kriegsschiff qualmte gerade herüber zur französischen Küste, dann vorbei bei Ramsgate und Broadstairs, wie am 17. Oktober. Aber es wurde nicht wieder in die Themsemündung eingebogen, und auch nicht nach Osten gesteuert, wie sonst nach Holland, sondern der Kurs nach Norden beibehalten. Wir begegneten englischen und skandinavischen Schiffen. Sie alle mußten sich ja dicht an der englischen Küste halten innerhalb der Godwin Sände. Erst beim Feuerschiff Kentish Knock, wo ein Torpedoboot kreuzte, richtete sich das Schiff nach Osten. Die flandrische Küste kam daher nicht in

Sicht, und Walcheren wurde dicht bei Westcapelle erreicht.

Am Neujahrstage kurz nach vier Uhr liefen wir pünktlich in Vlissingen ein. Hier lagen mehrere holländische Kriegsschiffe unter Dampf und der Ort war voll holländischen Militärs. Erst wie ich das Land betrat, hatte ich das Gefühl, in Sicherheit zu sein: Im Hafen von Folkestone konnte ich von einem englischen Polizisten noch verhaftet werden, wenn vielleicht ein Mißgünstiger den Beschluß der Regierung, mich gehen zu lassen, rückgängig machte; und unterwegs war ich nicht sicher, daß mich ein französischer Kreuzer nicht vielleicht für Frankreich reklamierte, was dann und wann mit deutschen Reisenden geschehen ist, die England mit der Erlaubnis der dortigen Regierung auf englischem Schiffe verließen.

Nun hieß es aber, nach Deutschland gelangen. Mein Paß, der mich die ganze Reise begleitet hatte, war abgelaufen. Ich ging zum deutschen Konsul, um ihn visieren zu lassen, und hörte, was man mir schon in London gesagt hatte, daß dieser, ein holländischer Kaufmann, nur von zwei bis vier Uhr, also unmittelbar vor Ankunft der Dampfer, amtierte. Da beschloß ich, zu versuchen, mit dem abgelaufenen Passe nach Deutschland zu kommen. Die deutsche Lehrerin aber und die deutsche Gouvernante, die mit mir von London gekommen, mußten in Vlissingen übernachten, um ihre Papiere in Ordnung bringen zu lassen; so ist es, wie ich bereits in London gehört hatte, vielen andern gegangen. Ein Transport von Frauen soll einmal zwei Tage im teuren Vlissingen liegen geblieben sein. Meine Zuversicht wurde belohnt, Der gewiß mehr als sechzigjährige Landsturmoffizier, der an der Grenze kommandierte, hatte kein Bedenken,

mich einzulassen. Ich muß darüber meiner Freude sehr deutlich Ausdruck verliehen haben; denn eine Dame, die mehr als einen Monat später die Grenze passierte, hat noch davon erzählen gehört.

In Goch erwartete mich Fentens Bruder auf dem Bahnhofe. Wir kannten uns nicht zuvor, aber saßen im Gasthause zusammen, als wären wir alte Freunde, bis es nicht mehr Neujahrstag war. Die felsenfeste Zuversicht, die immer aus den Briefen meiner Frau gesprochen hatte, trat mir nun lebendig vor Augen, von denen sich manche Schuppe löste. Als ich tags darauf auf dem üblichen Wege über Münster, Osnabrück, Hannover und Stendal nach Berlin fuhr, da sah ich rauchende Fabrikschlote und die Bauern auf dem Felde arbeiten, als ob tiefster Frieden wäre, da sah ich mit eigenen Augen, daß Deutschland noch ganz und gar nicht erschöpft sei, und im Speisewagen wurde ich gewahr, daß es noch nicht am Verhungern sei. Schwere Sorgen, die englische Zeitungen in mir erweckt hatten, schwanden wie Rauchwölklein dahin. — Meine Odyssee aber war zu Ende, als mich meine Penelope am Bahnhof Zoologischer Garten umarmte, die meiner im Kreise der Kollegen meiner Institute wartete.

⊛ ⊛ ⊛

Aber die Geschichte meiner mit der Reise in Zusammenhang stehenden Erlebnisse ist noch nicht zu Ende. Einige Zeit nach meiner Rückkehr hörte ich, daß man in London eine Gegengabe für meine Freilassung erwartete. Es hatte nicht an Bemühungen gefehlt, die Dauer meiner Zurückbehaltung in London zu kürzen, und Freunde hatten einen Austausch von mir gegen einen britischen Gelehrten ins Auge gefaßt,

der in Deutschland interniert war. Aber ein solcher Austausch entsprach nicht den Wünschen der deutschen Regierung. Ich war mehr als 56 Jahre alt, als ich in London anlangte — gehörte daher zu den Deutschen, denen England die Rückkehr zugestehen wollte. Der Austausch gegen einen in Deutschland zurückgehaltenen Engländer würde sohin die Anerkennung der Berechtigung meiner Zurückbehaltung durch die Engländer bedeuten. Aus gleichem Grunde wünschten auch meine Londoner Freunde nicht meinen Austausch: „Man muß Sie bedingungslos freigeben," meinte der Freund aus dem Nordwesten. Aber das englische Auswärtige Amt schrieb nach meiner Rückkehr an einen Neutralen: „Nun dürften die deutschen Behörden vielleicht geneigt sein, Doktor W. freizugeben als ein Zeichen der Anerkennung unsrer Freigabe von Doktor Penck."

Diese Erwartung bedeutete für mich eine vollkommene Überraschung. Nicht die leiseste Andeutung von ihr ist mir beim Verlassen von London gemacht worden. Ich war überzeugt, daß man mich zurückgehalten hatte, lediglich weil ich zu viel in Australien gesehen hatte, und daß man mich freigab, als nicht mehr nötig war, auf die deutschen Kriegsschiffe in den Meeren um Australien Rücksicht zu nehmen. Nach der mir übermittelten Äußerung des Londoner Auswärtigen Amts müßte ich glauben, daß andre Motive als die mir mitgeteilten zur Unterbrechung meiner Heimreise geführt haben, und daß man mich gleichsam als Geisel zurückbehalten hätte, um einen in Deutschland internierten Engländer ähnlicher Lebensstellung freizubekommen. Oder wollte man gelegentlich meiner Freigabe ein Geschäft machen? Dazu durfte ich meinerseits nicht die Hand bieten. Als aber

bald nach meiner Rückkehr von London zu meiner lebhaften Freude Doktor Fenten die Erlaubnis erhielt, England zu verlassen, da habe ich nicht gezögert, die Freigebung von Professor W. zu beantragen, der erheblich jünger ist als ich. Ich freue mich, daß ihm nunmehr — gleichsam in Anerkennung der Behandlung des noch im wehrpflichtigen Alter stehenden Doktor Fenten die Rückkehr nach England gestattet worden ist.

Freunde in neutralen Ländern haben mir in Briefen gelegentlich mitgeteilt, was ihnen über die Ursachen meiner Zurückbehaltung bekannt geworden ist. Es war mir interessant zu vernehmen, wie verschiedene Meinungen hierüber herrschten: Ich hätte während der Fahrt von Australien nach England auf englischem Dampfer, zwischen Engländern, tüchtig auf diese geschimpft, wofür man mich in England ein bißchen habe bestrafen wollen, schrieb mir ein Freund aus Holland. Aus Norwegen erfuhr ich, daß ich mehr vom Suezkanal gesehen hätte, als den Engländern recht sei, und daß sie mich deswegen nicht hätten heimziehen lassen wollen. Ein Freund in Amerika aber schrieb mir, daß er unschöne Dinge über meine Tätigkeit in Sydney zugunsten der Deutschen erfahren habe: er sei durchaus nicht geneigt, alle die Geschichten für wahr zu halten, müsse mir aber sagen, daß über das, was man erzählte, meine amerikanischen Freunde förmlich erschrocken seien. — Ich kann aus diesen verschiedenen Äußerungen nur entnehmen, daß von verschiedenen Seiten versucht worden ist, meine Zurückbehaltung in England zu entschuldigen, wobei der eine diese, der andre jene Gründe hatte, und es auch mit der Wahrheit nicht gerade genau genommen worden ist.

In England hat man sich mit mir noch nach meiner Freilassung beschäftigt. Ich entnehme dies einem „Eingesandt" in der „Morning Post" vom 10. Februar: Da wird der Fall von Professor Penck behandelt. Es wird mir das Kompliment gemacht, daß ich die größte lebende Autorität in Deutschland auf dem Gebiete der englischen Kolonieen sei. Es wird erwähnt, daß ich Professor an der Universität, Direktor des Instituts und Museums für Meereskunde, sowie des Geographischen Instituts, daß ich Präsident der Gesellschaft für Erdkunde sei. Es wird weiter gesagt, daß ein Sohn von mir in der deutschen Flotte und ein anderer in der deutschen Armee diene, und endlich wird ausgesprochen, daß ich auf der Versammlung der Britischen Assoziation in Australien mit großem Respekt behandelt worden und mit einer großen Zahl britischer Gelehrter auf der „Morea" zurückgekehrt sei: Während der Seereise wären meine starken deutschen Sympathieen offenkundig geworden, trotz der Gesellschaft, in der ich reiste. Allerdings hätte ich direkt nach Deutschland reisen wollen, aber dies sei mir nicht gestattet worden, und die wachsamen englischen Behörden hätten mich in London zurückbehalten. Dort hätte ich mich drei Monate lang aufgehalten und hätte alle Gelegenheit gehabt, die für den Feind wichtigen Nachrichten aufzupicken, bis sich einflußreiche Persönlichkeiten meinetwegen bemühten, und ich die Erlaubnis erhielt, nach Deutschland zurückzukehren. Es seien nunmehr drei Fragen zu beantworten:

1. „Wenn Professor Penck eine Persönlichkeit war, die nicht zurückzubehalten war, warum wurde er gegen seinen Willen drei Monate lang festgehalten und in die Lage versetzt, Informationen zu erhalten, die dem Feinde von Nutzen sein können?"

2. „Wenn aber Professor Penck eine Persönlichkeit ist, die zurückzubehalten ist, warum wurde er freigegeben gerade in dem Augenblick, wo die Gründe für seine Zurückbehaltung so ungeheuer verstärkt waren?"

3. „Wer waren die einflußreichen Persönlichkeiten, die die Behörden bestimmten, abzugehen von dem, was sie anfänglich im nationalen Interesse für geboten hielten, und Professor Penck heimzusenden?"

Der Schreiber dieser Ausführungen denkt offenbar ganz ebenso wie jener Einsender, der Anfang Dezember in einer Londoner Zeitung bereits erklärte, daß alle die Gäste der Britischen Assoziation, welche Gelegenheit hatten, Australien kennen zu lernen, und noch auf britischem Boden sich befänden, dort zurückzubehalten seien. Er setzt ohne weiteres voraus, daß ich meinen Aufenthalt in London, ebenso wie den in Australien dazu benutzt hätte, zu spionieren. Erwägungen, wie sie ein mitreisender Kollege auf der „Morea", auf der Fahrt zwischen Colombo und Bombay in höflicher Weise andeutete, werden nunmehr in aller Nacktheit ausgesprochen: Der Gast, der das Mahl verläßt, wird des Diebstahls beschuldigt.

Nach meiner Rückkehr habe ich Näheres über das Schicksal der andern Deutschen erfahren, die mit mir an der Versammlung der Britischen Assoziation in Australien teilgenommen hatten. Daß Professor Maas Anfang November nach München zurückgekehrt und dort alsbald gesundet war, hatte ich allerdings schon in London gehört. In Berlin konnte ich Professor Goldstein die Hand drücken. Wir hatten in Brisbane voneinander Abschied genommen, wo er einen englischen Dampfer nach Java bestieg. Als das

Schiff in Cairns im nördlichen Queensland anlief, suchte ein Hafenoffizier die Gültigkeit seines Geleitbriefes zu bemängeln. Aber die mitreisenden Mitglieder der Assoziation traten dem mit voller Entschiedenheit entgegen, und der Beamte gab klein bei. Auf holländischem Dampfer ist Professor Goldstein unbehelligt nach Europa gelangt. — Ich sah Professor Walther, welcher in Sydney bereits vor Schluß der Versammlung einen holländischen Dampfer bestiegen hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Java reiste er mit einem holländischen Dampfer nach Europa. Im Suezkanal wurde er an Bord verhaftet und mit 18 Deutschen, die von einem italienischen Schiffe vor Massaua heruntergeholt worden waren, ins englische Zeltlager bei Suez gebracht. Dann wurde er unter militärischer Bedeckung nach Kairo geschafft und in der Nilkaserne eingesperrt. Nach einem Tage aber wurde er auf Veranlassung des Höchstkommandierenden, Sir J. Maxwell, freigelassen. Er erhielt Pässe für die Weiterreise und konnte sicher den italienischen Boden erreichen. — Der Anthropologe v. Luschan aber und seine liebenswürdige Gattin haben erst dieser Tage nach Deutschland zurückkehren können: sie reisten beide von Sydney über Honolulu nach San Franzisko und hielten sich dann in den Vereinigten Staaten auf, bis sich passende Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa fand. — Die beiden jüngeren Kollegen endlich, Professor Graebner aus Köln und Doktor Pringsheim aus München-Berlin sind noch in Australien. Ihnen ist die Erlaubnis heimzureisen nicht erteilt worden. Anfänglich haben sie sich noch auf freiem Fuße befunden. Aber im November wurde Professor Graebner, wie ein junger Deutscher, dem es gelang, Australien zu verlassen, berichtet hat, in

Sydney ins Gefängnis gebracht. Nun sitzt er in einem Konzentrationslager bei Sydney hinter Stacheldraht. Ähnlich ist es Doktor Pringsheim ergangen. Er konnte zunächst bei einer Familie in Melbourne wohnen. Dann jedoch wurde er in ein Konzentrationslager gebracht, wo er anfänglich mit 300 Matrosen zusammen lebte. Aber schließlich wurde ihm hier ein eigenes Quartier zugewiesen, das er mit einem Ingenieur teilt. Keine Nachricht über die großen weltgeschichtlichen Vorgänge dringen zu ihm; er ahnt nicht, was seit seiner Verhaftung sich zugetragen. Die schlimmsten Befürchtungen, welche ich wegen des Schicksals der beiden hegte, die gleich mir Gäste der Assoziation und der australischen Regierung gewesen sind, sind durch die Wirklichkeit übertroffen. Nie hätte ich geglaubt, daß Gastfreundschaft sich in solche Gastfeindschaft verwandeln könne.

Dankbar gedenke ich der Gastfreundschaft, die ich in Australien auf der 84. Versammlung der Britischen Assoziation genossen habe: tief ist mein Eindruck von dem Zusammenwirken von Deutschen und Briten bei wissenschaftlicher Arbeit auf jener Versammlung trotz des Krieges: unvergeßlich wird mir die herzliche Teilnahme meiner Londoner Freunde bleiben. Aber die Erinnerung an all dies verknüpft sich bei mir mit dem Gedanken an das bittere Elend, das die grausame Art der britischen Kriegführung über so viele Deutsche gebracht hat, und an die Willkür, mit welcher jeder einzelne Deutsche behandelt worden ist. Das Elend lernte ich in Fremantle und Colombo kennen, als ich vom Schicksal der dort internierten Deutschen erfuhr, als ich in London Verläßliches hörte über die Deutschen in den englischen Camps und zusammenkam mit den aus Kamerun weggeführten Frauen.

Die Willkür aber tritt mir im Schicksal der acht Deutschen entgegen, die der Einladung der britischen Assoziation nach Australien gefolgt und Gäste der dortigen Regierung gewesen sind. Drei von denen, welche in die Heimat haben zurückkehren können, sind unterwegs von England länger oder kürzer festgehalten worden, zwei von ihnen sind vom Gastgeber gefangen gesetzt worden.

Andere Kriegsbücher aus dem Verlage von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart sind auf den nächsten Seiten angezeigt

Soeben ist erschienen:

Aus der Waffenschmiede

Von **Gottfried Traub**

6.—10. Tausend

Schön gebunden M. 2.— Feldpostausgabe M. 1.60

Heiße Liebe zu Volk und Vaterland, unerschütterlicher Glaube an seinen Beruf und Sieg, tiefer Ernst gegen alle Kleinlichkeit und Lauheit füllen diese Blätter. Ein Volksprediger, der keine Predigten halten will, sondern der sagt, wie es ihm ums Herz ist. Für alle hat er Verständnis, nur nicht für die, welche dem Deutschen Reich einen lauen und faulen Frieden einreden wollen. Wer Frieden schließen will, braucht ein stahlhartes Herz. Bismarcks Wort wird immer neu umschrieben: „Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik." Trost für den Einzelnen, Stärke für das Reich, das ist der Grundton all dieser Reden.

⊕ ⊕ ⊕

... Etwas vom Besten, was der Krieg an Literatur gebracht hat. Fürther Tagblatt.

Ein Buch, das wert ist, gelesen und gekauft zu werden. Ein nie versagender Weggenosse durch diese gewaltige Zeit. Die Mainbrücke.

... eine überaus erfreuliche Gabe, für die Unzählige dem Verfasser dankbar sein werden. Diese tapfere Schrift führt mit Recht ihren Titel und wird ohne Zweifel recht viele draußen und daheim erheben, stärken und erquicken. Karlsruher Tagblatt.

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Vor kurzem ist erschienen:

Der Glaube des Tapferen

Von **Heinrich Lhotzky**

11.—15. Tausend

Schön gebunden M. 2.—

Es ist selber ein Tapferer, der dies Buch schrieb ... Der Vater, der ein so großes Opfer seinem Volk bringt, zagt und klagt nicht. Eine frohgemute, tapfere Religiosität ist es, die aus diesem Büchlein spricht ... Es ist ein wahres Trostbüchlein für alle, die selbst der Stärkung bedürfen, und für alle, die andere aufrichten wollen ... Auch für die, die draußen im Felde Kampf und Entbehrung tragen, ist dieses Buch ein vortreffliches seelisches Stärkungsmittel. Möchte es seinen Weg zu recht vielen besorgten und beschwerten Herzen finden.

Berliner Morgenpost.

... Das kleine Buch gehört nach meinem Eindruck mit zu dem Besten, das der Krieg gezeitigt hat.

Monatsbl. f. d. ev. Religionsunterricht.

... Voll feiner, anregender Gedanken und sittlicher Tiefe, verdient diese zeitgemäße Schrift von Allen gelesen zu werden, die ihr inneres Leben im Ernst der Gegenwart nachprüfen und fördern wollen. Zum Geschenk an Männer sei es besonders empfohlen. Evangelische Gemeinde.

... Das sind Klänge, denen auch keiner unserer Soldaten sein Ohr verschließen wird. Das ganze Büchlein ist in diesem tapferen Geist geschrieben. Der Verfasser, der nur eins bedauert, nimmer selbst mit in den Kampf ziehen zu können, widmete sein Buch „seinen vier Söhnen im Felde". Was liegt in diesen wenigen Worten! Ich möchte, ich könnte dies Buch in jeden Tornister hineinzaubern! Süddeutsche Zeitung.

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Vor kurzem ist erschienen:

Zum Weltvolk hindurch!

Von **Dr. Paul Rohrbach**

26.—30. Tausend

Geheftet M. 1.50

... Eine der allerbesten, klarsten und tiefsten Schriften über den derzeitigen Krieg. Es behandelt nicht nur die Ursachen und jetzt schon übersehbaren Wirkungen des Krieges, sondern stellt auch klare nationale Forderungen auf, die der Frieden erfüllen muß, wenn anders er das blutige Ringen würdig der ungeheuren Opfer krönen soll. Süddeutsche Zeitung.

... Von packender Wucht sind die Aufsätze, die unter den gewaltigen Eindrücken des Krieges entstanden sind ... So sehr er alle Vorzüge des deutschen Volkscharakters einzuschätzen weiß, mit größerem Nachdruck wendet er sich gegen Schwächen, die uns den Sieg schmälern könnten ... Verbandsblätter.

... Seit der Krieg begonnen hat, verstand es Rohrbach wieder, seine letzte politische, wirtschaftliche und sittliche Bedeutung in der eindringlichsten Weise festzustellen und seine Anforderungen an die innere Kraft unseres Volkes wie seinem Ziele für die Zukunft zu schildern. Der Verlag J. Engelhorns Nachfolger in Stuttgart hat eine Anzahl seiner besten Aufsätze in einer Schrift „Zum Weltvolk hindurch" zusammengefaßt, deren Titel schon das Ziel Rohrbachs verrät, das im Schlußartikel in die Antithese geprägt ist: nicht Weltherrschaft oder Weltmacht, sondern deutsche Weltarbeit! ... Rohrbach entwickelt ausführlich den Gedanken der moralischen Kraftprobe, die dieser Krieg nicht so sehr für unser Heer darstellt — seine Tüchtigkeit steht außer Frage — sondern vielmehr für das ganze Volk zu Hause, für die Regierung und für die Behörden. Schwäb. Merkur.

... Paul Rohrbach ist wie kein zweiter berufen, die Deutschen zum politischen Denken zu erziehen, besonders auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, noch mehr aber zum politischen Handeln ... Neuwieder Zeitung.

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart